

Guy Parmelin, Truman Capote, Niall Ferguson, Viola Tami

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 12 – 24. März 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Voodoo-  
Attacke:**  
Rettet das  
Neumarkt-Theater!



## **Auferstehung**

Ein Plädoyer für Ostern

4 194 07 006 90 4 12



Mehr Auto fürs Geld  
www.kia.ch



## New Kia Sportage

2.0 L CRDi 4WD LX man.

Listenpreis ab CHF

**29'950.-**

## Kia Sorento

2.2 L CRDi 4WD LX aut.

Listenpreis ab CHF

**39'950.-**

# 4x4-Power von Kia. Ganz schön attraktiv.

New Kia Sportage 4WD

Kia Sorento 4WD



The Power to Surprise



Die 4x4 von Kia überzeugen in jeder Hinsicht mit einem souveränen Auftritt. Sie übertreffen mit kraftvollen und effizienten Motoren, einzigartigem und aerodynamischem Design, modernster Technik und Ausstattung die höchsten Anforderungen.  
**New Sportage 2.0 L CRDi 4WD 136 PS ab CHF 29'950.-**  
**Sorento 2.2 L CRDi 4WD 200 PS ab CHF 39'950.-**

Abgebildetes Modell: New Kia Sportage 2.0 L CRDi 4WD Style aut. GT-Line (inkl. Option: Metallic-Lackierung CHF 690.-) CHF 45'640.-, 6,3 l/100 km (Benzinäquivalent 7,1 l/100 km), 166 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse F, New Kia Sportage 2.0 L CRDi 4WD LX man. CHF 29'950.-, 5,2 l/100 km (Benzinäquivalent 5,8 l/100 km), 139 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse D. Abgebildetes Modell: Kia Sorento 2.2 L CRDi 4WD Style aut. 5-Plätzer (inkl. Option: 19" Leichtmetall-Felgen CHF 950.- und Metallic-Lackierung CHF 750.- = CHF 1'700.-) CHF 53'650.-, Kia Sorento 2.2 L CRDi 4WD LX aut. CHF 39'950.-, 6,6 l/100 km (Benzinäquivalent 7,4 l/100 km), 174 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse F, Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 139 g CO<sub>2</sub>/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.). Die Aktion ist gültig auf gekennzeichnete Fahrzeuge bis 30.4.2016 oder solange Vorrat.



**Rechnungsbeispiele 3,9%-Leasing:** New Sportage 2.0 L CRDi 4WD LX man., Listenpreis CHF 29'950.-, Leasingrate CHF 347,25, Leasingzins 3,9%, eff. Leasingzins 3,97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Kaution 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Sorento 2.2 L CRDi 4WD LX aut., Listenpreis CHF 39'950.-, Leasingrate CHF 493,95, Leasingzins 3,9%, eff. Leasingzins 3,97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Kaution 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, wenn sie zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führt.



Kürzlich traf der Bundesrat erste zögerliche Entscheide, um die Masseneinwanderungsinitiative (nicht) umzusetzen. Unter anderem dekretierte er, die Personenfreizügigkeit auf Kroatien auszudehnen – im vollen Bewusstsein,



«Weil ich immer gewinne»: Heinz-Christian Strache.

dass dies mit der Verfassung in Konflikt kommt. Nach offizieller Lesart kam der Beschluss auf vielstimmiges Fürbitten der Schweizer Wissenschaft zustande, die befürchtet, den Anschluss an das EU-Förderprogramm «Horizon 2020» zu verlieren. Glaubt man den Beteuerungen aus der Regierung, so müssen sich fast alle, die in der Schweizer Wissenschaft Rang und Namen haben, beim zuständigen Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) gemeldet haben, um ihm den Ernst der Lage zu verdeutlichen. Wie dramatisch wäre ein Ausschluss der Schweiz aus «Horizon 2020» tatsächlich? Wirtschaftsredaktor Florian Schwab hat an Schweizer Universitäten nachgefragt und gibt Entwarnung: An die offiziell verbreiteten Schreckensszenarien glaubt die Wissenschaftsgemeinde selber kaum. **Seite 28**

Seit den Jugendunruhen in den achtziger Jahren schiebt die Stadt Bern die Probleme mit der Reithalle und dem Zaffaraya vor sich her. Beides sind rechtsfreie Räume, die von der rot-grünen Mehrheit im Berner Gemeinderat geduldet werden. Vor der Reithalle floriert ein schwungvoller Handel mit Drogen, Attacken auf Polizisten sind die Regel. Dazu kommen Messerstechereien, Vergewaltigungen und Schlägereien. Die Zaffarayas haben in einer Bauverbotszone Häuschen mit Gärten ohne Baugenehmigung

aufgestellt. Zur Vertuschung der widerrechtlichen Bauten will die Stadt nun die seit Jahren besetzten Grundstücke in eine Zone für alternatives Wohnen umwandeln. Ein Sittengemälde von Lebenslügen und Realitätsverweigerung der rot-grünen Berner Stadtregierung. **Seite 36**

Heute wird bei einem Politiker-Interview eher selten ein Säbel gezückt. Aber Heinz-Christian Strache, Chef der österreichischen Freiheitlichen, demonstrierte *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl mit einem beeindruckenden Hiebwerkzeug ein paar Schläge der «deutschen Hochmenschur». Als stolzes Mitglied einer schlagenden Verbindung mit dem vieldeutigen Namen Vandalia hat Strache viele Zweikämpfe ausgetragen. Verletzungen? Die gebe es auch bei anderen Sportarten, dem Boxen zum Beispiel, winkte der Politiker ab. Warum er dann keine Narben habe? «Weil ich immer gewinne.» Das tut er auch in der Politik. **Seite 52**

Die Voodoo-Aktion des Zürcher Neumarkt-Theaters gegen Roger Köppel sorgte vergangene Woche tagelang für mediale Aufregung. Dass der subventionierte Kulturbetrieb stark ideologisch geprägt ist, daran hat man sich gewöhnt. Dass gegen einen Andersdenkenden unter dem Deckmantel der Kunst Verwünschungen bis zur Eliminierung ausgesprochen werden, das ging selbst glühenden Anhängern des experimentellen Theaters zu weit. Kulturredaktor Rico Bandle, studierter Theaterwissenschaftler, hat die «Entköpplungs»-Vorstellung inklusive der lächerlichen Exorzismus-Aktion an der Stadtgrenze besucht. Vor Beginn begrüßte ihn der euphorisiert wirkende Aktionskünstler Philipp Ruch im Theaterfoyer. Mit einem kindlichen Grinsen sagte er: «Wissen Sie, ich lese die *Weltwoche* nie.» **Seite 64**


Ihre Weltwoche

### SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Tom Kummer,  
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgele, Franziska K. Müller,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*),  
Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempter,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



EINE IKONE GEWINNT AN GRÖSSE

| DIE NEUE NAVITIMER 46 mm



**LES AMBASSADEURS**

THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES

BAHNHOFSTRASSE 64, 8001 ZÜRICH +41 44 227 17 17

# Auf der traumhaften Donau

mit Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra ☀️☀️☀️☀️+

Ein Schiff wie kein zweites!



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
bis Fr. 1200.-  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Passau–Melk–Wien–Budapest–Bratislava–Passau

**8 Tage ab Fr. 990.-** (Rabatt Fr. 1200.- abgezogen, Hauptdeck)

- 42 m<sup>2</sup> Platz für jeden Gast
- Flüsterschiff dank Twincruiser
- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren

Tag	Destination	Programm/Ausflüge
1	Zürich/St. Margrethen–Passau	Busfahrt ab Zürich Sihlquai/St. Margrethen. Ankunft und Einschiffung. Um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
2	Melk–Wien	Ausflug* zum Benediktiner-Kloster Stift (UNESCO-Weltkulturerbe) in Melk mit Weinprobe. Weiterfahrt Richtung Wien. Am Abend Ausflug+ zum Heurigen oder ins Vergnügungsviertel Prater.
3	Wien	Stadtrundfahrt/-gang* in Wien. Ausflug+ zum Barockschloss Schönbrunn.
4	Budapest	Rundfahrt/-gang* durch die Hauptstadt Ungarns. Ausflug+ zu Europas grösstem Opernhaus und der Markthalle. Lichterrundfahrt+ am Abend.
5	Budapest–Visegrad	Ausflug* in die Puszta mit Vorführung ungarischer Reitkunst. Ausflug+ zum Dom von Esztergom mit spektakulärerem Panoramablick auf das Donauknie. In Visegrad kommen die Ausflugs Gäste wieder an Bord.
6	Bratislava	Stadtrundfahrt/-gang* mit St. Martinsdom. Ausflug+ zum Schloss Hof, wo Kelten, Römer, Ungarn und Slowaken ihre Spuren hinterliessen.
7	Dürnstein	Rundgang* durch das bezaubernde Städtchen Dürnstein. Am Abend Verkostung feinsten Weins aus der berühmten Wachau.
8	Passau–St. Margrethen/Zürich	Ausschiffung und Busrückfahrt. Ankunft in St. Margrethen um ca. 16.15 Uhr und in Zürich Sihlquai um ca. 17.45 Uhr. Individuelle Heimreise.

\* Im Ausflugs paket enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflüge nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten

**Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt**

08.05.°	550	03.07.	650	28.08.	550	23.10.	700
15.05.°	550	10.07.	650	04.09.	550	13.11.	1200
05.06.	550	31.07.	650	25.09.	550	20.11.	1200
12.06.°	550	07.08.	550	02.10.*	550		

° nur noch wenige Kabinen verfügbar  
\* mit Newcastle Jazzband

**Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)**

Einzelkabine Hauptdeck	2190
Mini Suite Hauptdeck	2190
Junior Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	2390
Junior Suite Oberdeck mit franz. Balkon	2590
Deluxe Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	2790
Deluxe Suite Oberdeck mit franz. Balkon	2990
Queen Suite Oberdeck mit Balkon	3490
Zuschlag Junior Suite zur Alleinbenutzung	990
Ausflugs paket (6 Ausflüge)	180

Kreuzfahrt inklusive Vollpension, Bustransfer, Schleusen- und Hafengebühren.  
Weitere Details unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Deluxe Suite (22m<sup>2</sup>) mit französischem Balkon



**MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\* – mit gutbürgerlicher Küche**  
Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Einzelkabinen für 113 Gäste. Suiten mit DU/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon, ind. regulierbarer Klimaanlage. MD/OD mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (14 m<sup>2</sup>) und Einzelkabinen (12 m<sup>2</sup>) auf HD mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind 18 m<sup>2</sup> gross. Deluxe Suiten (22 m<sup>2</sup>) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m<sup>2</sup>) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Salon/Theatron, Wiener Kaffee, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift MD bis OD. **Nichtraucher Schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

### Weitere Donaureise mit MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\*

#### Passau–Donaudelta–Passau

**15 Tage ab Fr. 2190.-**

(Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, 30.10., Junior Suite MD)

**Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt**

22.05.*	1100	17.07.	1200	11.09.*	1100	30.10.	2500
19.06.*	1100	14.08.	1100	09.10.	1500		

\* nur noch wenige Kabinen verfügbar

Donaureisen mit anderen Schiffen oder weitere Informationen zu dieser Reise finden Sie im Internet oder Prospekte verlangen.

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Sofort buchen unter  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

# Auferstehung

Was Robert Harris' Cicero-Romane mit Ostern, Jesus und mit uns zu tun haben.

Von Roger Köppel

Unheimlich bewegend ist die Geschichte des Zusammenbruchs der römischen Republik im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt. Eine der besten literarischen Arbeiten über diesen aufwühlenden Vorgang hat der britische Bestsellerautor Robert Harris geliefert. Seine Roman-Trilogie über den römischen Staatsmann, Philosophen und Redner Cicero ist hervorragend recherchiert und spannend geschrieben, ist lehrreiche Unterhaltung und damit Geschichtsschreibung von höchster Qualität. Der letzte Band, der den Aufstieg Cäsars zum Diktator behandelt, ist kürzlich auf Deutsch erschienen. Das können mit Genuss auch Leute lesen, die sonst nichts mit historischen Romanen anfangen können.

Das alte Rom vor der Kaiserzeit war eine Mischung aus Demokratie und Adels Herrschaft, ein mächtig angeschwollener Stadtstaat, der über sich selbst hinausgewachsen war. Formell entschieden die Bürger, doch die aristokratischen Senatoren bildeten eine exklusive Führungsschicht, die die obersten Beamten und Magistrate stellte. Das störungsanfällige System geriet zusehends aus dem Gleichgewicht, als die kriegerische Dynamik der Adelsrepublik das Gewebe ihrer Institutionen sprengte. Je grösser das Reich durch seine militärischen Erfolge wurde, desto schwieriger war es, die ruhmreichen Heerführer nach ihrer Rückkehr in die Führungsstrukturen des Gemeinwesens einzubinden. Die Republik zerbrach unter dem Gewicht ihrer Eroberungen.

In Harris' Darstellung war Gaius Julius Cäsar der herausragende Zerstörer dieses alten Rom, militärisches Genie, abgefeimter Politinfiltrant, Frauenheld und Zwangserotiker in ungezählten Betten, Staatsmann mit Witterung, schliesslich Wegbereiter der Tyrannis und in einem letzten Akt republikanischer Notwehr erdolchter, wenn auch von vielen bewunderter Abgott im Stadium der Verblendung; dies alles mit der damals üblichen Durchschnittskörpergrösse von rund einem Meter fünfzig nach heutigen Messungen.

Aus den Bürgerkriegen nach dem Cäsarenmord entstieg gut zehn Jahre später siegreich als neuer Kaiser Cäsars adoptierter Grossneffe Octavian/Augustus, ein nicht minder von Ehrgeiz getriebener Machtsüchtiger als der ermordete Adoptivonkel. An Augustus fasziniert bis heute die überlegene Technik der



«Abgott im Stadium der Verblendung.»

Macht, dank der sich dieser Errichter der Monarchie trickreich wie ein Retter der Republik gebärdete. Nach aussen gab er vor, die alte Staatsform zu bewahren. In Wahrheit begründete Augustus die fast 500-jährige römische Kaiserherrschaft, die sich vom Atlantik bis in die persischen Wüsten, von Nordafrika bis in die germanischen Wälder und ins heutige England erstreckte. Der Imperator starb friedlich in seinem Bett mit über siebzig Jahren.

Obwohl das alles gut zwei Jahrtausende zurückliegt, führt eine fadengerade, ungebrochene Linie von den Trümmern der römischen Republik in die europäische Gegenwart des frühen 21. Jahrhunderts. Diese Linie ist das Christentum, dessen Geburt mit Augustus' Kaiserherrschaft zusammenfiel. Es war ein wundersamer Gleichklang der Geschichte. Zum gleichen Zeitpunkt, als sich im römischen Weltreich die augusteische Einmannherrschaft verfestigte, verbreitete sich an den Rändern des Imperiums unter einem prophetischen Charismaprediger ein neues System des Glaubens, das die verwirrlichte Vielgötterei der Antike durch die Idee eines einzigen, wenn auch dreifaltigen Gottes übertrumpfte. Augustus und Jesus standen an der Schwelle zweier monotheistischer Revolutionen, deren Erschütterungen bis heute spürbar sind.

Es bleibt eines der aufrüttelndsten Rätsel der Weltgeschichte, wie eine angefeindete und vielfach verfolgte religiöse Sekte, wie es damals in Palästina viele gab, die offizielle heidnische Staatsreligion der Römer aushebeln konnte. Das Christentum eroberte zuerst die römischen Seelen, dann die Institutionen des mächtigsten Staats der Welt. Doch nicht nur dies: Die dem Christentum zugrundeliegen-

den Botschaften erwiesen sich als derart kraftvoll, dass das Christentum auch den Untergang des Reichs überlebte, dem es seinen Aufstieg verdankte. In der christlichen Tradition ist das römische Erbe bis heute aufbewahrt, wie es Harris in seinen grossartigen Cicero-Romanen so anschaulich und intelligent beschreibt.

Nichts ist erfolgreicher als eine Idee, deren Zeit gekommen ist», schrieb Victor Hugo. Die Christen waren erfolgreich ganz einfach deshalb, weil sie die bessere Botschaft hatten. Die Römer lobpreisten ihre Politik-Helden, ihre Ahnen und das Diesseits. Die Stellung des Menschen bemass sich an seinen Taten, an seinem zu Lebzeiten gescheffelten Reichtum und am Rang seiner verblichenen Vorfahren, die zu ehren seine grösste Pflicht war. Das Christentum stellte dieser beschränkten Metaphysik des Weltlichen die Versprechung eines ewigen Lebens nach dem Tod entgegen. Nicht das Gefängnis des schmerzvollen Lebens zählte, sondern die Unendlichkeit des Jenseits, das man sich als lockendes Paradies ausmalte. Erlösung und Auferstehung waren die neuen Begriffe, mit denen die Christen gleichsam den Schlüssel zu den Herzen der Menschen fanden. Und alle Menschen waren mitgemeint, nicht nur die von Geburt geadelten und gesalbten.

Die antike Revolution des Christentums manifestiert sich bis heute in dieser Idee der Auferstehung. Es ist die Idee eines dem Menschen freundlich zugewandten Gottes, der den Menschen nicht blitzeschleudernd peinigt, sondern ihn mit all seinen Schwächen und Abgründen annimmt. Das Leben mag hart und entbehrungsreich, wir selber mögen fehlerhaft und unvollkommen, ja verkommen und verbrecherisch sein, trotzdem sind wir getragen von Gott, der an uns glaubt, ungeachtet dessen, ob wir diesen Glauben erwidern. Diese unerhört befreiende und zuversichtliche Botschaft verbreitete sich zu einer Zeit, als die Römer dem angeblich göttlichen Augustus zu huldigen begannen. Die Christen entlarvten den falschen irdischen Scheingott im Lichte des richtigen, jenseitigen. Deshalb wurden sie verfolgt. Doch sie hielten durch.

Interessanterweise brauchte das Christentum seine eigene Revolution, um an die Einsichten des Ursprungs zurückzufinden. Es war kein Zufall, dass die Erneuerung, genauer: die Reformation des alten, dekadent gewordenen Glaubens in eine Zeit fiel, als Europa die griechischen und römischen Autoren wiederentdeckte. Renaissance und Reformation, antikes Erbe und christliche Botschaft bleiben verwoben, weil das eine ohne das andere nicht möglich geworden wäre. Auch deshalb sind Harris' Cicero-Romane eine ideale Lektüre aus österlicher Sicht: weil sie uns den Sturz einer Welt vorführen, ohne den unsere eigene nie aufstanden wäre.



*Schnippische Coolness:* Viola Tami. Seite 46



*Grosse Chance:* Guy Parmelin. Seite 32



*Osterbotschaft:* Kloster Einsiedeln. Seite 18



*Brüssel nach den Terror-Anschlägen:* Seite 14

## Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Die Terroristen kehren zurück
- 11 **Im Auge** Mirna Marini, Chefmechanikerin von Alitalia
- 12 **Migration** Das dicke Ende kommt noch
- 13 **Bundeshaus** Befreiungsschlag
- 13 **Religion** Verschleierung
- 14 **Das Ohnmachtszentrum der EU**  
Belgien bekommt den Terror nicht in den Griff
- 15 **Brüssel** Nackte Zahlen
- 16 **Nachrufe** Guido Westerwelle, Andrew Grove
- 16 **Personenkontrolle** Blattmann, Parmelin, Maurer, Sommaruga, Burkhalter, Sommer, Schafer, Wermuth, Binder-Keller, Comte, Noser, Hugi, Esseiva, Merkel etc.
- 18 **Kosmisches Frühlingserwachen**  
Die Botschaft des Osterfestes ist so aktuell wie eh und je
- 21 **Osterbotschaft** Auferstehung im Diesseits
- 22 **Die Deutschen** Alternativen
- 22 **Wirtschaft** Ökonom in Havanna
- 23 **Ausland** Pakt mit dem Teufel?
- 24 **Mörgeli** Sagenhafte Voraussagen
- 24 **Bodenmann** Bundesratslimousinen für alle
- 25 **Medien** Eine kapitalistische Geschichte
- 25 **Gesellschaft** «Phubbing»
- 26 **Darf man das? / Leserbrief**

## Hintergrund

- 28 **Forschung** Kampf um «Horizon 2020»
- 30 **Migration** Asylverfahren verkommen zur Farce
- 32 **Angriffen** schutzlos ausgeliefert  
Beschaffungsdebakel bei der Schweizer Armee
- 34 **Sessions-Check** Rechts klatschte, links buhte
- 36 **Willkommen in Zaffaraya**  
Bern kapituliert vor den gewaltbereiten Linksextremisten
- 38 **Bestechung der Kantone**  
Die Unternehmenssteuerreform schadet dem Föderalismus
- 40 **Bilaterale I** «Gift für die Verhandlungsposition»
- 41 **Medizin** Unerklärliche Beschwerden sind heilbar
- 42 **Die Untoten von Marignano**  
Markus Somm über den Schweizer Historikerstreit
- 46 **Schweizer Supertalent**  
Viola Tami sollte die Schweizer Britney Spears werden
- 48 **Im Schoss der Kirche**  
Sind die Polen auf einem fatalen Irrweg?
- 51 **Flüchtlingskrise** Linke Schlepper
- 52 **Hallodri auf dem Weg nach oben**  
Heinz-Christian Strache, Österreichs Oppositions-Leader
- 54 **Die Geister von Garabulli**  
Afrikanische Bootsmigranten sterben reihenweise
- 55 **Schweiz** Soldaten an die Grenze





«Wo die Welt anfängt»: Autor Capote.

## Autoren in dieser Ausgabe

### Markus Somm



Vom Historiker und Chefredaktor der *Basler Zeitung* erscheint in diesen Tagen die dritte, erweiterte Auflage des Buchs «Marignano.

Warum die Schweiz keine Grossmacht wurde». Sein Artikel analysiert das schwierige Verhältnis der Intellektuellen zur Schweizer Geschichte. Seite 42

### Allan Guggenbühl



Der Schweizer Psychologe ist Experte auf dem Gebiet der Jugendgewalt. In seinem Essay kritisiert er die inflationäre Einführung von

Normen und Regeln an Schulen und in vielen anderen Bereichen. Der Mensch werde als archaisches Wesen immer versuchen, neue Wege zu gehen. Seite 67

## Literatur

### 60 Capotes Zauber

Aus dem jungen Truman Capote brach das Schreiben wie eine Naturgewalt hervor

## Stil & Kultur

### 56 Stil & Kultur Aufstieg der Mode

### 58 Das Gen, das gefährliche Wesen

Kultur- und Naturwissenschaftler sollten miteinander, statt übereinander reden

### 60 Bestseller

### 61 Jazz Luciano Biondini: Senza Fine

### 63 Philosophie Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866)

### 64 Rettet das Theater Neumarkt!

Die Peinlichkeit um die Voodoo-Performance ist kein einmaliger Ausrutscher

### 65 Provokation Zielscheiben für Pöbler

### 66 Biografien Die neue Kissinger-Biografie von Niall Ferguson

### 67 Gesellschaft Vergessene Klugheit

### 68 Top 10

### 68 Kino «Batman v Superman: Dawn of Justice»

### 69 Fernseh-Kritik «Bumann, der Restauranttester»

### 70 Namen Familiäre Atmosphäre

### 71 Hochzeit Katharina Hoby und Andrea Marco Bianca

### 71 Thiel Artige Kunst

### 72 Wein Azienda Agricola Brezza: Barolo 2011

### 72 Zu Tisch Catering auf hohem Niveau

### 73 Auto BMW 340i xDrive Limousine

### 74 MvH trifft Erwin Olaf, Fotokünstler



*Vins Précieux*

**Vive la Bourgogne!**

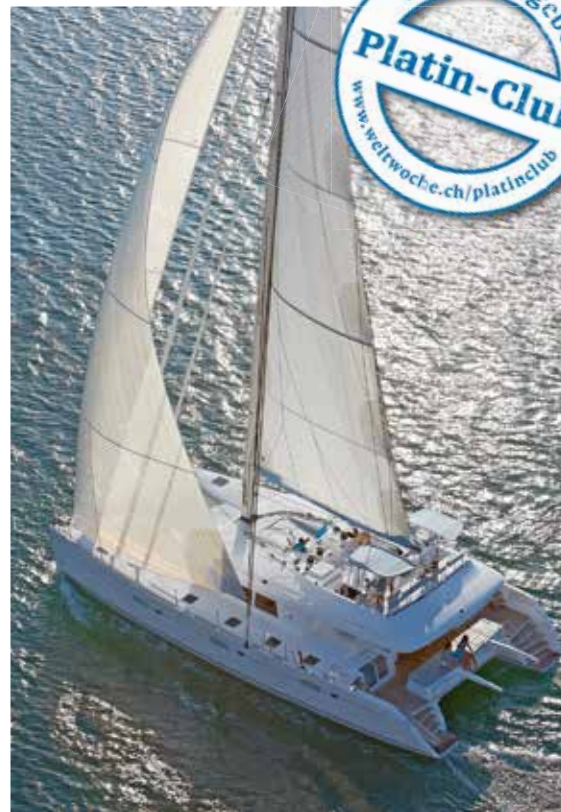
Chablis, Meursault, Puligny-Montrachet, Chassagne-Montrachet, Volnay, Pommard, Aloxe-Corton, Nuits-St. Georges, Vosne-Romanée, Chambolle-Musigny, Morey-St. Denis, Gevrey-Chambertin, etc.

Ausschliesslich **Grand Cru Champagne**

Champagne Patrick Soutiran blanc de noirs Fr. 34.–  
 Champagne Patrick Soutiran blanc de blancs Fr. 35.–  
 Champagne Patrick Soutiran rosé Fr. 37.–  
 Champagne Patrick Soutiran Précieuse d'Argent Fr. 52.–

**Das Bessere echt günstig**

Vins Précieux H.J. Senn SA, 8703 Erlenbach  
 Tel. 044 910 41 61, Fax 044 910 75 21  
[www.vinsprecieux.ch](http://www.vinsprecieux.ch)



© Nicolas Clarins

© Nicolas Clarins

## VIP-Segeltörn Karibik

# Segelreise zu den Perlen

**Smaragdgrüne Lagunen, weisse Palmenstrände, farbenprächtige Korallenriffe: An Bord unserer Jacht erleben Sie die südlichen karibischen Inseln aus einzigartiger Perspektive. Auf der exklusiven 8-tägigen Karibik-Leserreise segeln Sie zu den schönsten Inselparadiesen.**

Die Grenadinen zählen zu den «Inseln über dem Winde» und somit zu den Kleinen Antillen. Sanfte Passatwinde begleiten uns von Insel zu Insel. Wir entspannen uns an Deck, beim Schnorcheln erblicken wir exotische Fische, und mit dem Kajak erkunden wir Mangroven und einsame Buchten.

Auf dem schwimmenden Hotel (10 Meter breit, mit Flybridge) ist der Skipper Ihr Reiseleiter. Die erfahrene Crew kümmert sich mit frischen Spezialitäten um Ihr leibliches Wohl. Segelerfahrung ist nicht vorausgesetzt, doch wer selber anpacken möchte, setzt auch mal die Segel oder übernimmt das Steuer. Fünf klimatisierte Kabinen mit privatem Bad stehen zur Verfügung.

Zu den vielen Höhepunkten dieser Reise zählt der Besuch unbewohnter Tobago Cays, die zu betreten nur wenigen Menschen vorbehalten bleibt. Willkommen im Paradies!

### Programm

1. Tag: Martinique–Bequia
2. Tag: Bequia–Mustique
3. Tag: Moustique–Mayreau (Ausflug)
4. Tag: Mayreau–Tobago Cays
5. Tag: Tobago Cays–Bequia–St. Vincent
6. Tag: Saint Vincent–Saint Lucia (Ausflug)
7. Tag: Sainte Lucia–Sainte Anne (Ausflug)
8. Tag: Martinique

### Landausflüge

**Tobago Cays:** Barbecue am Traumstrand.

### Mustique:

Geführte Tour; Schwimmen am schönsten Strand der Jetset-Insel.

### Saint Vincent:

Besuch einer Bar mit Steelband; Inseltrip mit Privat-Guide.

### Saint Lucia:

Geführte Inseltour.

## Platin-Club-Spezialangebot

### VIP-Segeltörn Karibik

#### Reisetermin:

4. bis 11. März 2017

#### Leistungen:

- Jachtreise ab und bis Martinique
- Vollpension auf der Jacht
- Wein und lokale Aperitifs zu den Hauptmahlzeiten
- All-inclusive auf der Jacht: Cocktails, Bier, Soda, Kaffee und Tee
- Barbecue auf der Insel Tobago Cays
- Alle Landesausflüge
- Schweizer Gästebetreuung von Executive CH

#### Spezialpreis:

Fr. 3870.– pro Person

#### Limitierte Teilnehmerzahl:

Max. 10 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

#### Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement unter Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an [info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch).

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

#### Veranstalter:

Executive CH GmbH, 5430 Wettingen  
[www.executive-private.ch](http://www.executive-private.ch)

Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Die Terroristen kehren zurück

Von Kurt Pelda — In Belgien hat der IS wohl Vergeltung für die Festnahme des mutmasslichen Terroristen Salah Abdeslam geübt. Auch wenn die Schweiz kein primäres Ziel darstellt, könnte ihr Ähnliches blühen.



*Realistisch bleiben:* Polizeipatrouille am Flughafen Zürich.

Es ist noch nicht überall durchgedrungen, aber der sogenannte Islamische Staat (IS) ist dabei, den Krieg in Syrien und im Irak zu verlieren. Vor allem kurdische Einheiten, unterstützt von der US-Luftwaffe, haben die Terroristen entscheidend zurückgedrängt. In Syrien dringen zudem Assads Truppen mit iranischer Hilfe von Südwesten ins Gebiet des IS vor. Bald schon könnte das Rückzugsgebiet der Terroristen in zwei oder mehr Teilgebiete zerschnitten werden.

Es klingt absurd, aber diese Entwicklung ist für europäische Nachrichtendienste ein Horrorszenario. Denn je stärker der IS am Euphrat unter Druck gerät, desto mehr Dschihadisten werden das Weite suchen oder in ihre Ursprungsländer zurückkehren. Eine Rückkehrwelle von Hunderten, vielleicht gar Tausenden demoralisierten und entsprechend frustrierten Terroristen kann aber auch der beste Nachrichtendienst der Welt nicht kontrollieren. Bevor es wieder besser werden kann, muss sich Europa deshalb auf weitere Terroranschläge einstellen.

Die Erfahrungen aus Syrien und dem Irak zeigen eines sehr klar: Auf Rückschläge reagiert der IS in der Regel mit Terror. Verlieren die Terroristen eine Ortschaft in Syrien, dauert es nicht lange, bis sie zu Bomben umfunktionierte, Mad-Max-artige Fahrzeuge zur Vergel-

tung entsenden – mit Selbstmordattentätern als Fahrern. Die Attentate von Brüssel sind deshalb nicht als Zeichen der Stärke zu werten.

Dass Brüssel und eine Metrostation in Molenbeek als Ziele ausgewählt wurden, ist kein Zufall, sondern Reaktion auf die Verhaftung des mutmasslichen Terroristen Salah Abdeslam. IS-Zellen spionieren andauernd potenzielle Ziele in Europa und anderswo aus, um im Bedarfsfall schnell zuschlagen zu können. Sie wollen damit zeigen: Wir können jederzeit überall zuschlagen. Und wenn ihr zum Schlag gegen den IS ausholt, schlagen wir geballt zurück.

## Logistischer Wert der Schweiz

Das sollte sich auch die Schweiz merken. Wir sind kein primäres Terrorziel, doch hat das Bundesstrafgericht in Bellinzona kürzlich zwei IS-Mitglieder und einen Unterstützer zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Das könnte der Stoff sein, aus dem ein Attentat auf Schweizer Boden entsteht. Allerdings werden die hiesigen IS-Anhänger abwägen, ob es sich lohnt, mit einem Anschlag den nicht zu unterschätzenden logistischen Wert der Schweiz für die Terrororganisation zu untergraben. Auch als Rückzugsgebiet für schutzsuchende Terroristen bietet sich die schwache Schweiz an.

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Mamma Boss



Mirna Marini, Chefmechanikerin bei Alitalia.

Der legendäre Heimflug der DC-9 mit den italienischen Weltmeistern von 1982 an Bord und dem unvergesslichen Jass des Staatspräsidenten Sandro Pertini mit dem Torhüter Dino Zoff, dem Stürmer Franco Causio und dem Trainer Enzo Bearzot landet jetzt im Museum. Die historische Maschine wäre eigentlich zur Verschrottung fällig gewesen. Doch das Belpaese, fussballerisch derzeit ohnehin am Boden, vergoss nostalgische Tränen, und das Flugrelikt wird für die Nachwelt gerettet. Ende dieser Männergeschichte.

Die alte DC-9 unterstand zuletzt als eine Art praktischer Anlernwerkbank für Mechaniker einer Frau. Mirna Marini leitet seit 2012 das Departement technische Logistik und Material der Alitalia, und manche Leute sagen, das sei das einzige Funktionierende bei dieser chronisch streikanfälligen und vom Pleitegeier bedrohten Airline, die erst Anfang 2015 wieder von Etihad gerettet wurde. Die 44-jährige Ingenieurin mit der blonden Löwenmähne, verheiratet und Mutter eines achtjährigen Töchterleins, hatte von klein auf eine Leidenschaft für Mathematik und Physik. Als sie sich bei der Alitalia bewarb, musste sie sich in der Mühle von fünf Auswahlverfahren behaupten; heute ist sie verantwortlich für die Flugtüchtigkeit des Parks von 140 Maschinen. Vielleicht haben Frauen in diesem turbulenten Land einfach die bessere Übersicht – das gilt auch für Samantha Cristoforetti, 38, die Astronautin und Kampfpilotin, die 199 Tage und Nächte in der Sojus-Kapsel den Erdball umkurvte und praktischerweise den Herren Kollegen aus Russland und den USA den schwerebenen Espresso zubereitete. Mirna Marini interessierte sich zuerst für Kernphysik, sie dachte daran, einmal ein Atomkraftwerk zu leiten, studierte dann aber Maschinenbau und stand zu Hause ausserhalb Roms jeden Morgen um vier auf, damit sie einen Platz im Hörsaal fand. So war sie vorbereitet auf den harten Schichtbetrieb rund um die Uhr bei Alitalia. Kaum zu glauben, aber wahr: Alle 350 untergebenen Overallträger dieser Mamma Boss in den Reparatur-Hangars von Roma Fiumicino sind – Männer. Peter Hartmann

# Das dicke Ende kommt noch

Von Wolfgang Koydl — Europas Flüchtlingsdeal mit der Türkei betrifft direkt auch die Schweiz. Doch das Staatssekretariat für Migration in Bern vernebelt, was auf das Land zukommt.

Vielleicht will man da nicht Unruhe stiften. Es gibt in der Schweiz eine ganze Reihe von Personengruppen, die den IS oder andere Terrororganisationen mehr oder weniger offen unterstützen. Solche Grüppchen finden sich nicht nur in Winterthur, sondern auch in Basel, in der Genferseeregion und in Lugano – um nur einige Orte zu nennen. Auch wenn viele dieser Sympathisanten vielleicht nicht willens oder in der Lage sind, Anschläge zu verüben, sollten solche Kreise überwacht werden.

## Schwacher Nachrichtendienst

Im Kanton Zürich wirft die Polizei inzwischen ein Auge auf die schlimmsten IS-Sympathisanten, von denen sich viele in Winterthur und Umgebung befinden. Aber auch im Glatt- und



Haftstrafen: IS-Mitglieder in Bellinzona.

im Limmattal gibt es eine Reihe dubioser Moscheen und religiöser Zirkel. Nicht vergessen sollte man, dass diese Kreise zahlenmässig sehr klein sind im Vergleich zu den mehr als 400 000 Muslimen in der Schweiz. Generalverdacht und Diskriminierung sind deshalb falsche und schädliche Strategien zur Bekämpfung von Radikalisierung und Terror.

Es geht nicht darum, den Teufel an die Wand zu malen, sondern realistisch zu bleiben. Die Schweiz ist keine Insel der Glückseligen, hat zudem ihren Nachrichtendienst wegen der Fichenaffäre weitgehend kastriert. Bis unser Frühwarnsystem auch nur annähernd so funktionieren wird wie jene im Ausland, kann es wegen des Referendums gegen das neue Nachrichtendienstgesetz noch Jahre dauern. Wenn sie nicht vom Ausland vorgewarnt werden, haben die hiesigen Sicherheitskräfte also nicht die Augen und Ohren, die sie rechtzeitig auf die Spur von Terroristen und Anschlagplänen bringen könnten. Und ein Attentat à la Brüssel oder Paris würde die Behörden ohne Zweifel masslos überfordern. Nicht die Risiken kleinzureden, ist also die richtige Strategie, sondern wachsam zu bleiben.

Mehr zum Thema: Seite 14

Keiner kennt den Ursprung der Redensart, aber jeder weiss, was herauskommt, wenn man etwas mit heisser Nadel strickt: Pfusch. Die Übereinkunft, welche die 28 EU-Staaten Ende vergangener Woche – husch, husch – mit der Türkei zusammenflickten, verdient noch nicht einmal den Namen Pfusch. Sie ist eine Chimäre, die eine Lösung nur vorgaukelt. Und sie ist ein Betrug an den Wählern, den Türken und den Flüchtlingen.

Vordergründig geht es darum, dass seit Sonntag jeder Mensch, der nicht über eine der legalen Fähr- und Flugverbindungen auf Lesbos oder einer anderen griechischen Insel ankommt, ohne viel Federlesens in die Türkei retourniert werden kann. Um der Genfer Flüchtlingskonvention wenigstens pro forma gerecht zu werden, erhält jeder Ankömmling ein Asylverfahren im Schnelldurchgang. Mit anderen Worten: kurzer Prozess mit feststehendem Ausgang. So viel zur vielbeschworenen Rechtsstaatlichkeit der EU.

Für jeden zurückgewiesenen Illegalen darf die Türkei dann aus einem ihrer Flüchtlingslager einen anderen Migrant legal in die EU ausführen. Das gilt allerdings nur für Syrer. Mit anderen Worten: Bei der Überfahrt nach Lesbos werden Bürgerkriegsopfer mit all den Wirtschaftsmigranten aus Afrika, Afghanistan und anderswo über einen Kamm geschoren.

## Die Schweiz ist Teil des Deals

Nur wenn sie brav in einem türkischen Lager Schlange stehen, sind sie wieder privilegiert. So privilegiert wie ein Lottogewinner. Denn von den drei Millionen syrischen Flüchtlingen in der Türkei haben – so wurde es von Ankara und Brüssel vereinbart – höchstens 72 000 Personen eine Chance auf Flugticket und Aufenthaltsberechtigung irgendwo in der EU. In europäischen Ohren tönt die Zahl freilich gut. Geteilt durch zwölf kommt man auf 6000 Flüchtlinge im Monat. Die sollten sich doch irgendwo wegstecken lassen zwischen Neapel und Narvik. Problem gelöst, alles paletti.

Wenn es denn stimmen würde. Denn Europas Staats- und Regierungschefs verschweigen ihren Wählern wieder einmal die ganze Wahrheit. Sie versteckt sich in Punkt vier der Vereinbarung und sieht die «Aktivierung» eines «Freiwilligen humanitären Aufnahmesystems» vor. Konkret geht es darum, dass die EU der Türkei versprochen hat, über die 72 000 Flüchtlinge hinaus weitere Hunderttausende nach Europa auszufliessen, wenn nicht Millio-



Kurzer Prozess: Flüchtlinge auf Lesbos.

nen. Denn eine Obergrenze wird nicht genannt. Ob, wo und wie diese Menschen in den EU-Staaten freiwillig verteilt werden können, darüber schweigen sich das Papier und seine Unterzeichner geflissentlich aus.

Was uns direkt zur Schweiz bringt. Sie ist, als Schengen- und Dublin-Mitglied, ebenfalls Teil des Türkendeals. Das heisst, dass sie sich an den mehr als drei Milliarden Euro wird beteiligen müssen, die Europa der Türkei für ihre Dienste zahlen wird. Und es heisst ebenfalls, dass sie einen Teil der Flüchtlinge aus der Türkei – erprobt freiwillig – aufnehmen wird.

Wie viele Franken und Personen dies sein werden, bleibt freilich ein Geheimnis. Auf konkrete Fragen antwortet das Staatssekretariat für Migration (SEM), indem es Nebelkerzen zündet: «Unsere Spezialisten» müssen die Vereinbarung zwischen der EU und der Türkei erst prüfen. (War die Schweiz nicht beteiligt?) Überhaupt könne die Abmachung keine «abschliessende Antwort» sein. (Das dicke Ende kommt also noch?) Man müsse «weiter über einen europäischen Verteilschlüssel für Asylsuchende» sprechen. (Hat den die EU nicht soeben stillschweigend beerdigt?)

Dicht wabert der Nebel, er verhüllt Fakten und Absichten. Sinn macht da plötzlich nur die Adresse des SEM. Die Büros sind in Bern-Wabern.

## Befreiungsschlag

Von Hubert Mooser — Zwei Bundesräte derselben Partei legen dasselbe Gesetz unterschiedlich aus. Jetzt will Wirtschaftsminister Schneider-Ammann die Kriterien für Waffenexporte klären.

Bereits zweimal ist Johann Schneider-Ammann (FDP) mit einer Reihe von Gesuchen für Rüstungsexporte im Bundesrat auf Grund gelaufen. Aussenminister Burkhalter (ebenfalls FDP) macht ihm hierbei das Leben schwer. Die beiden freisinnigen Bundesräte interpretieren ein und dasselbe Gesetz ganz unterschiedlich. Der Wirtschaftsminister versucht es jetzt mit einer neuen Strategie: Er will zuerst über die Auslegung von Artikel 5 der Kriegsmaterialverordnung (KMV) eine Grundsatzdiskussion führen, bevor er die Gesuche für Rüstungsexporte ein weiteres Mal in den Bundesrat trägt; so viel geht aus dem Aussprachepapier hervor, das er letzten Mittwoch dem Bundesrat vorgelegt hat.

Die KMV regelt den Export von Kriegsmaterial, Artikel 5 betrifft die Bewilligungskriterien. Für Differenzen zwischen Schneider-Ammann und Burkhalter sorgt die Bestimmung a unter Absatz 2, die besagt: Ist das Bestimmungsland in einen internen oder internationalen bewaffneten Konflikt verwickelt, gibt es keine Ausfuhrbewilligung für Rüstungsgüter. Der Bundesrat hat daraus eine gängige Praxis abgeleitet, mit der bisher alle gut leben konnten. Nur wenn in einem Land ein Bürgerkrieg tobte, verweigerte die Regierung den Rüstungsbetrieben jeweils eine Ausfuhrbewilligung.

### Spielregeln definitiv festlegen

Doch letzten Herbst pochte Burkhalters Departement plötzlich auf eine wortgetreue Umsetzung von Artikel 5 und stellte seine Sicht der Dinge ausschliesslich auf das humanitäre Völkerrecht ab. Schneider-Ammann will den Sachverhalt nun ein für alle Mal klären und die künftigen Spielregeln für Rüstungsexporte festlegen. Ob der Bundesrat ihm bei seinen Überlegungen folgt, war bei Drucklegung dieser Zeitung noch nicht klar. Schneider-Ammann sucht den Befreiungsschlag und spricht von einem richtungsweisenden Entscheid.

Er selber würde gerne die bisher gängige Praxis weiterführen. Parlament und Bundesrat hätten in den vergangenen Jahren wiederholt eine wortgetreue Auslegung von Artikel 5, Abschnitt 2, Bestimmung a ausdrücklich abgelehnt. Zu Recht weist Schneider-Ammann in seinem Papier darauf hin, dass bei einer buchstabengetreuen Auslegung des umstrittenen Artikels die Schweiz auch keine Waffen mehr nach Deutschland, Grossbritannien, Frank-

reich, Italien, Dänemark, Australien, Kanada und in die USA verkaufen dürfte – deshalb, weil diese Staaten in interne bewaffnete Konflikte im Irak und in Syrien verwickelt seien.

Auch dürfte der Nachrichtendienst dann keine Daten mehr mit Partnerstaaten austauschen, die in kriegerische Auseinandersetzungen verstrickt sind. Das ausschliessliche Abstellen auf das humanitäre Völkerrecht sei nicht der Weisheit letzter Schluss.

### Dutzende Exportgesuche blockiert

Man könnte die ganze Geschichte als Regierungssosse abhaken, wenn die Blockade den betroffenen Rüstungsbetrieben nicht allmählich an die Substanz ginge. Zurzeit sind insgesamt 53 Exportgesuche im Wert von rund zweihundert Millionen Franken blockiert – vor allem wegen des Jemen-Konfliktes. Es geht um Lieferungen in den arabischen Raum: nach Ägypten, Bahrain, Jordanien, Katar, Kuwait, Saudi-Arabien und in die Vereinigten Arabischen Emirate. Die Rüstungsindustrie hat ausserdem Voranfragen zur Ausfuhr von Rüstungsgütern in der Höhe von 3,1 Milliarden Franken im Wirtschaftsdepartement hinterlegt. Es steht also einiges auf dem Spiel, unter anderem Arbeitsplätze. Bereits erwägen Firmen den Wegzug aus der Schweiz – wegen der bundesrätlichen Blockade.



Blockade: Schneider-Ammann, Burkhalter.

## Verschleierung

Von Peter Keller — Die Stadt Luzern will ihre Abdankungshalle von christlichen Symbolen säubern.

Rechtzeitig vor Ostern beschloss der rotgrün dominierte Stadtrat von Luzern, die stadteigene Abdankungshalle Friedental von christlichen Symbolen zu säubern. Man wolle den Raum konfessionsneutral gestalten, so die Begründung, dafür soll unter anderem das katholisch inspirierte Wandgemälde mit Gipsplatten überdeckt werden.

«Religion ist Privatsache», begrüsst ein grünliberaler Lokalpolitiker den Entscheid. Moderne Staaten in Europa seien weder katholisch noch reformiert. Es herrsche die Trennung von Religion und Staat. Dass praktisch gleichzeitig an zwei Luzerner Schulen Gebetsräume für junge Muslime eingerichtet wurden, ist nur einer der vielen verqueren Widersprüche in dieser Debatte.

Die Selbstverleugnung unserer christlichen Herkunft ist Programm. An Schulen werden Weihnachtsfeiern untersagt, Kreuze in Klassenzimmern abgehängt, die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft rennt gegen die Schweizer Hymne an: Dem Geschäftsführer Lukas Niederberger, einem entlaufenen Jesuitenpater, ist der religiös grundierte Text zu altbacken und «peinlich».

### Esoterischer Quatsch

Konsequenterweise müsste man dann auch die Bundesverfassung umschreiben (dort wird in der Einleitung immer noch der «Allmächtige» angerufen), den Bruder Klaus aus dem Bundeshaus entfernen (eine Statue des Heiligen findet sich in der Kuppelhalle) und das Schweizerkreuz im Wappen ersetzen – so wie das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) in islamischen Ländern schon länger mit einem Halbmond auftritt, um muslimische Feingeister nicht unnötig vor den Kopf zu stossen, wenn dort christliche Nächstenliebe geleistet wird, wie dies der gläubige Henri Dunant mit der Gründung des IKRK wollte.

Die politisch korrekte Kastration der abendländischen Kultur rückt weiter voran. Europa und seine Geschichte soll entchristianisiert werden. Was bleibt am Ende dieser Selbstverleugnung? Ein Nichts, ein Vakuum, das ausgefüllt wird mit esoterischem Quatsch und religiösem Fundamentalismus. Noch ein Wort zur Luzerner Friedhofssosse: Der Stadtrat macht einen halben Rückzieher. Die Abdankungshalle soll nicht dauerhaft mit Gipsplatten, sondern flexibel, etwa mit einem Vorhang, neutralisiert werden. Sozusagen mit einer züchtigen Verschleierung christlicher Sekundärmerkmale.

# Brüssel, das Ohnmachtszentrum Europas

Von Pierre Heumann und Urs Gehriger — Belgien bekommt den Terror nicht in den Griff. Doch der IS fordert den ganzen Kontinent heraus. Getarnt als Flüchtlinge, würden sich die IS-Terroristen «rasant ausbreiten», warnt Nato-Kommandant Breedlove. Europol geht von bis zu 5000 Schläfern aus.



**Schlagkraft unterschätzt:** nach dem Anschlag auf den Brüsseler Flughafen.

Immer wieder Belgien, immer wieder Brüssel. «Wir haben ihn», twitterte Theo Francken, Belgiens Staatssekretär für Asyl und Migration, letzten Freitag. Vier Monate waren die Fahnder hinter ihm her: Salah Abdeslam, 26, der letzte Überlebende einer Zehnerbande des Islamischen Staates (IS), welche letzten November Paris mit Terror überzogen hatte.

Doch bloss 72 Stunden nach dem triumphal verkündeten Fahndungserfolg schlugen IS-Terroristen erneut zu. Im Stadtteil Molenbeek und auf dem Brüsseler Flughafen. Mehr als dreissig Tote, über hundert Verletzte, lautete am Dienstagabend die erste Bilanz. Die EU-Zentrale stellte während Stunden den Betrieb ein. Die Hauptstadt Europas wurde in ihrem Herzen getroffen.

Auf den ersten Blick präsentiert sich die Terrorattacke von Brüssel als Racheakt für die Verhaftung von Abdeslam. Im berühmten

Stadtteil Molenbeek hatte der französische Staatsbürger mit marokkanischen Wurzeln mit seinen Spiessgesellen die Attentate von Paris ausgeheckt. Hierher kehrte er nach vollbrachter Bluttat zurück, und hier schaffte er es, eine halbe Unendlichkeit lang unbehelligt unterzutauchen und – so muss befürchtet werden – weitere Attentate zu planen (siehe Spalte rechts).

## Breit abgestütztes Phänomen

Wie minutiös Abdeslam und seine Gruppe die Pariser Anschläge vorbereitet hatten, zeigt ein 55-seitiger Bericht der französischen Antiterrorpolizei über die Angriffe vom 13. November. Die *New York Times* verschaffte sich Einsicht in das Dokument und berichtete darüber. Demnach war die Gruppe, die für die Pariser Anschläge verantwortlich war, keine isolierte Zelle. Es seien weit mehr Menschen in Terror-

aktivitäten involviert als ursprünglich angenommen, meinte Frankreichs Präsident François Hollande. Es handelt sich um ein geografisch breit abgestütztes Phänomen: Zurzeit sind in sechs Ländern achtzehn Personen wegen des Verdachts in Haft, den Terroristen beim Pariser Anschlag geholfen zu haben.

Nicht nur die Quantität der Attentäter ist alarmierend, sondern auch ihre Professionalität. Die brutale Schlagkraft des IS in Europa wurde bisher unterschätzt. Die IS-Terroristen beherrschten jetzt «ein breites Spektrum» von Gewaltmethoden, heisst es im Pariser Bericht. Konkret genannt werden die Herstellung von Bombengürteln durch Munitionsspezialisten, die fachkundige Fälschung von Dokumenten oder die Verwendung des Sprengstoffs TATP. Dieses hochexplosive Acetonperoxid gehöre bereits zur Handschrift der IS-Terroristen. Dass IS-Attentäter jeweils dieselben Metho-

den anwendeten, zeige, wie koordiniert sie vorgehen.

Raffiniert nutzen die IS-Terroristen Sicherheitslücken aus, die sie in Europa ausgemacht haben. Dazu gehört nicht nur der – bis vor kurzem – freie Personenverkehr zwischen den einzelnen Schengen-Staaten. Erleichternd kommt für die Attentäter hinzu, dass die Geheimdienste der einzelnen Länder nur zaghaft Informationen über Attentäter austauschen, was ein gemeinsames Vorgehen gegen Terroristen erschwert, die global agieren. Nicht einmal auf eine einheitliche Transkription arabischer oder kyrillischer Namen hätten sich die einzelnen Dienste einigen können, meint Alain Chouet, der ehemalige Chef des französischen Auslandsgeheimdienstes, gegenüber der *New York Times*. Das erschwert, ja verunmöglicht es oft geradezu, gesuchte Terroristen beim Vorzeigen ihrer Papiere zu identifizieren.

Offene Grenzen, fehlende Kooperation der Behörden und orthografisches Chaos geben IS-Aktivistinnen schon ziemlich viel Freiraum. Doch die Terroristen verlassen sich nicht darauf. Um sich dem Zugriff der Behörden zu entziehen, kommunizieren sie in verschlüsselten Botschaften untereinander. Welche Verschlüs-

## Der IS hat seine Präsenz längst von Schweden über Deutschland bis Spanien ausgedehnt.

selung sie anwenden, konnten die Behörden bis heute nicht herausfinden. Sie hoffen, dass ihnen Abdeslam auf die Spur helfen wird. Er sei für die Ermittler «Gold wert», sagte sein Verteidiger Sven Mary am Montag: Sein Klient sei zur Kooperation bereit. Stunden später gingen in Brüssel die Bomben hoch.

Gesucht wird jetzt fieberhaft nach Abdeslams Kollege Najim Laachraoui. Seine DNA-Spuren wurden in der Wohnung im Brüsseler Stadtteil Schaerbeek gefunden, in der die Sprengstoffgürtel vor dem Attentat vom 13. November hergestellt worden waren. In derselben Wohnung soll sich Abdeslam nach dem Pariser Anschlag versteckt haben.

Laachraoui, 24, Belgier marokkanischer Abstammung, hatte Brüssel vor drei Jahren in Richtung Syrien verlassen, um sich dem Dschihadisten-Netzwerk anzuschliessen. Er war nicht allein: Ein belgisches Gericht verurteilte im vergangenen Jahr dreissig Mitglieder dieses Netzwerks – viele von ihnen in Abwesenheit, weil sie in Nahost im Dienst des Islamischen Staates standen.

Kein Land in Europa stellt, gemessen an der Bevölkerungszahl, mehr Dschihadisten als das Königreich. 441 belgische Staatsbürger sind gemäss dem Brüsseler Justizministerium für die Islamisten in Syrien und im Irak in den Kampf gezogen. 117 seien inzwischen zurückgekehrt.

Die Ankläger gehen davon aus, dass sich unter den Rückkehrern auch Schlüsselfiguren der Brüsseler Terrorszene befinden, welche nun in Europa Attentate planen.

### «Goldgräberstimmung» in Deutschland

Brüssel ist zwar Europas Terrorhochburg, doch der IS hat seine Präsenz längst von Schweden über Deutschland bis Spanien ausgedehnt. «Europa steht momentan vor der grössten Terrorgefahr seit mehr als zehn Jahren», sagte Rob Wainwright, der Direktor der europäischen Polizeibehörde Europol, angesichts der Bedrohung durch den IS vor wenigen Wochen der *Neuen Osnabrücker Zeitung*. Mit Anschlägen sei jederzeit und praktisch überall auf dem Kontinent zu rechnen, warnte Europas höchster Polizist. Zwischen 3000 und 5000 ausgebildete IS-Kämpfer befänden sich in Europa. Der Trend zeigt nach oben.

Die Terrormiliz IS würde sich «rasant ausbreiten», sagte der Oberbefehlshaber der Nato, Philip Breedlove, Anfang März. Zur Infiltration würden «ausländische Kämpfer» die Migrationsströme nutzen, indem sie sich unter Asylsuchende mischten und mit ihnen nach Europa einreisten. Kurz zuvor hatte bereits das deutsche Bundesamt für Verfassungsschutz vor dem Einsickern von IS-Terroristen, getarnt als Migranten, gewarnt. Unter Salafisten und anderen Islamisten in Deutschland herrsche derzeit eine «Goldgräberstimmung», sagte Verfassungsschutz-Chef Hans-Georg Maassen der *Bild-Zeitung*. Seiner Behörde seien schon mehr als 230 Fälle bekannt, bei denen Asylsuchende von Islamisten zwecks Rekrutierung kontaktiert worden seien.

So war einer der Angreifer von Paris, Abdelhamid Abaaoud, der bei einer Schiesserei mit der Polizei in Saint-Denis am 18. November getötet wurde, als «Flüchtling» nach Europa eingereist. Dies offenbar in einer Art Terror-Treck. Neunzig IS-Kämpfer seien nach Abaaouds eigenen Angaben mit ihm nach Europa eingereist, berichtet das Webportal Janes.com, die Expertenquelle schlechthin für militärische Informationen aller Art. Nachrichtendienste gehen davon aus, dass die Terror-Migranten in Frankreich und möglicherweise in anderen westeuropäischen Ländern untergetaucht sind.

Die Infiltration von terrorbereiten Kämpfern ist Teil einer Strategie, welche der IS in einem 99-seitigen Manifest mit dem Titel «Black Flags from Rome» vor geraumer Zeit dargelegt hat. Als Ziel wird dort der Angriff gegen Rom propagiert, um es «mit Hilfe Allahs» zu erobern. Als Vorstufen dazu wolle man Anschläge planen und Aufstände anzetteln. Als Ausgangspunkte benutze man sogenannte No-go-Zonen, wo Polizei und Ordnungsdienste keine oder nur geringe Kontrolle ausüben. Gebiete also wie Molenbeek, das Hauptquartier des Terrors im Herzen Europas. ○

## Brüssel

# Nackte Zahlen

## Im Brüsseler Terror-Quartier Molenbeek ist fast alles beim Alten geblieben.

«Klein Marokko» nennt man den Stadtteil, in dem am Dienstag in der U-Bahn rund ein Dutzend Menschen starben. 96 000 Leute wohnen dort, 95 Prozent von ihnen sind Muslime.

Als die *Weltwoche* im Februar 2015 als eines der ersten Magazine in Molenbeek recherchierte, stiess der Reporter auf Schweigen. Fiel das Wort «Terrorzelle», hagelte es Kritik. «Ein für alle Mal, es gibt keine rechtlosen Zonen in Molenbeek», nervte sich Bürgermeisterin Schepmans. Mitnichten sei der Polizei die Kontrolle über das Quartier entglitten, entgegnete die Polizeisprecherin und schüttelte entnervt den Kopf.

Wie man heute weiss: Just in jenem Moment, als die Offiziellen ihr Revier mit Zuckerstreusel überzogen, plante, einen Steinwurf vom Polizeihauptquartier entfernt, eine Terrorzelle des IS die Anschläge auf Paris. Seit dem Blutbad in Frankreich patrouilliert in Brüssel das Militär. Doch in Molenbeek hat sich wenig geändert, wie eine Zusammenstellung von Zahlen in der Zeitschrift *Politico* vor Augen führt:

**94** — Die Zahl von Islamisten, welche in Syrien an der Front gekämpft haben und bis heute in Molenbeek leben, ohne je belangt worden zu sein.

**120** — Die Zahl der Wohnungen in Molenbeek, welche gemäss dem Sprecher des belgischen Premierministers nach den Pariser Anschlägen durchsucht wurden. Molenbeek zählt 30 000 Wohnungen. Das bedeutet: Durchschnittlich wurde eine von 250 Wohnungen durchsucht, trotz des Versprechens, das Quartier werde «Tür für Tür» nach Terroristen durchkämmt.

**450** — Die Distanz in Metern zwischen dem mutmasslichen Hauptquartier, in dem die IS-Terrorgruppe die Pariser Attentate ausgeheckt hatte, und der Wohnung, wo letzten Freitag der letzte Überlebende der Gruppe, Salah Abdeslam, verhaftet wurde.

**9–5** — Die Zeitspanne nach Feierabend bis zum frühen Morgen, während der nach belgischem Gesetz keine Hausdurchsuchungen vorgenommen werden dürfen. Zwei Tage nach den Pariser Attentaten standen Polizisten vor dem Haus, in dem Abdeslam vermutet wurde, führten aber – gesetzeskonform – keine Durchsuchung durch. Bei Morgengrauen war der Terrorist entwischt.

**4** — Anzahl der Monate, während deren sich Abdeslam unbehelligt versteckt hielt – und weitere Attentate planen konnte. Er verbrachte mutmasslich die meiste Zeit in Molenbeek.

Urs Gehriger

## Nachruf



**Schärfster Angriffsredner:** Guido Westerwelle.

**Guido Westerwelle (1961–2016)** — Wir waren fast Nachbarn, als ich in Berlin lebte. Wir trafen uns ab und zu im gleichen italienischen Restaurant, das seinerzeit auch von Bundeskanzler Gerhard Schröder aufgesucht wurde. Guido Westerwelle war damals wortgewaltiger Chef der deutschen Liberalen, der wohl schärfste Angriffsredner der Republik, wobei er persönlich nicht so hart war, wie er es in der Arena oft so überzeugend darstellte.

Seine politische Laufbahn war eine Willensleistung. Das Establishment verhöhnte ihn als «Leichtmatrosen», was Westerwelle mit unerbittlicher Brillanz konterte. Es kostete ihn viel Energie, im politischen Kampf jene Person zu verkörpern, die zu spielen er sich mit eiserner Disziplin vorgenommen hatte. Das Geschliffene, fast Schneidige, das ihn auszeichnete, beeindruckte, liess ihn aber auch kalt erscheinen. Trotzdem verschaffte er seiner FDP ein historisches Rekordergebnis mit 14,6 Prozent. Der Erfolg resultierte aus einer beharrlichen Verteidigung wirtschaftsliberaler Positionen gegen Merksels Mittellinks-Mainstream. Die Sehnsucht nach einer Alternative war schon damals erheblich. Endlich an der Macht, erlag Westerwelle freilich ihren Verführungen. Dass er sich zum Aussen- statt zum Finanzminister kürten liess, wurde als Bruch von Wahlversprechen empfunden. Westerwelle war ein besserer Verkäufer als Politiker. Doch die Lücke, die er schon beim Rücktritt hinterlassen hat, ist bis heute nicht geschlossen worden. Mit seinem Tod sind die deutschen Liberalen noch einsamer geworden. *Roger Köppel*



**«Strategische Wendepunkte»:** Andrew Grove.

**Andrew Grove (1936–2016)** — «Nur die Paranoiden überleben». Den Titel seines Bestsellers, den jeder Unternehmer kennen sollte, meinte Andy Grove nicht witzig; der Satz stand als Motto für sein Leben. András István Gróf, in eine jüdische Bürgerfamilie in Budapest hineingeboren, starb schon als Vierjähriger fast an Scharlach und trug Hörschäden davon. Er schlug sich während der Besetzung durch die Nazis im Untergrund durch, kämpfte nach dem Krieg gegen die Kommunisten und flüchtete 1956 nach dem Einmarsch der Sowjets in die USA.

Als promovierter Chemieingenieur stiess er 1963 zu Fairchild Semiconductor, und 1968 schloss er sich seinen Arbeitskollegen Robert Noyce und Gordon Moore an, die Intel gründeten. Die Jungfirma stiess erfolgreich Speicherchips aus, 1976 aber drohte ihr das Aus, als die Japaner ihre Produkte zu Dumpingpreisen auf den Weltmarkt warfen. Es kam zu einem der «strategischen Wendepunkte», die zu erkennen Andy Grove in seinem Buch lehrt, und zwar zu einem der wichtigsten der Weltwirtschaft: Intel entwickelte fortan Mikroprozessoren, in immer engerer Zusammenarbeit mit Microsoft. Grove steigerte als CEO von 1987 bis 1998 den Marktwert von Intel von 4 auf 197 Milliarden Dollar – weil er bei all seinem Erfolg auch immer die Gefahren erkannte.

Die ganze Zeit sass der Chef, wie alle Angestellten, in einem *cubicle*, also in einer Arbeitszelle im Grossraumbüro. Jeder konnte mit Problemen zu ihm kommen. Denn ein anderes Lebensmotto von ihm hiess: «Der Teufel steckt im Detail.» *Markus Schär*

## Personenkontrolle

**Blattmann, Parmelin, Maurer, Sommaruga, Burkhalter, Sommer, Schafer, Wermuth, Binder-Keller, Comte, Noser, Hugli, Esseiva, Merkel, Schneider-Ammann, Wobmann, Gautier**

Vor Redaktionsschluss verdichteten sich Hinweise aus dem Bundesrat, dass Armeechef **André Blattmann** zurücktritt. Träfe das zu, hätte sich der neue Verteidigungsminister **Guy Parmelin** bereits nach wenigen Monaten im Amt von seinem wichtigsten Mitarbeiter getrennt. Argumente dafür gibt es durchaus. Blattmann gelang es nicht, das Steuer herumzureissen und die verteidigungsunfähige Armee wieder zu stärken. Seine Aussagen waren oft widersprüchlich. Internen Kritikern drohte er mit juristischen Konsequenzen. Er verlor ausgerechnet den Rückhalt armeefreundlicher Kreise. *(gut)*

Es hätte das erste grosse Teamwork der beiden SVP-Bundesräte **Ueli Maurer** und **Guy Parmelin** werden sollen: Am Mittwoch wollten sie im Bundesrat den Antrag stellen, die Schweiz abzuriegeln, falls es in diesem Frühjahr erneut zu einer Flüchtlingswelle kommt, berichtete die *Sonntagszeitung*. Der Plan wurde vor der Sitzung im Sicherheitsausschuss des Bundesrates vorbesprochen. Dem Gremium gehören Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP), Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) und Verteidigungsminister **Guy Parmelin** an. Maurer ist als Finanzminister nicht dabei. So ging es weiter: Sommaruga versprach, den Vorschlag später in eines ihrer laufenden Projekte zu integrieren und dann als gemeinsamen Vorschlag des Ausschusses einzubringen. Und damit endete das Teamwork der SVP-Bundesräte, bevor es richtig begonnen hatte. *(hmo)*

Rote Köpfe im Gemeindeparlament Olten: Wie die *Weltwoche* Anfang Jahr berichtete, stiess SVP-Kantonsrat **Rolf Sommer** als privater Beistand in der Familie eines Mündels auf mutmasslichen Sozialmissbrauch. Als er die Situation aufklären wollte, entzog ihm die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) Olten-Gösgen kurzum sein Mandat. Es sei nicht die Aufgabe eines Beistandes, Entscheide der Migrationsbehörde nachträglich zu überprüfen und damit an die Presse zu gelangen, verteidigte Stadtrat **Peter Schafer** (SP) nun den Entscheid der Kesb im Parlament. «Ein Berufsbeistand, der sich solches leistet, würde fristlos entlassen», fügte er an. Die Debatte über die Entmachtung Sommers war gemäss *Oltner Tagblatt* «von hoher Emotionalität» geprägt. *(are)*



Der Aargauer SP-Co-Präsident, Nationalrat **Cédric Wermuth** (SP), ist im Wahlfieber. Im Herbst finden im Aargau Kantons- und Regierungsratswahlen statt. Doch schon hat der SP-Jungstar die politische Konkurrenz mit einem Vorschlag ins Staunen versetzt: Im Auto- und Autobahnkanton sollen Kanton und Gemeinden in Zukunft den öffentlichen Verkehr kostenfrei anbieten. Was die Präsidentin der CVP Aargau, Grossrätin **Marianne Binder-Keller**, selten um ein Wort verlegen, in Regionalmedien zur Aussage verleitete, genauso gut könne man Rentenalter 37 fordern. Dem 30-jährigen Wermuth wäre dies wohl recht. *(hmo)*



**Ohne Rückhalt:** Armeechef Blattmann.

sen Präsident Noser ist, waren unter anderem Agenturchef **Andreas Hugi** und Junior-Beraterin **Claudine Esseiva** (FDP) in eigens gecharterten Jets ins norddeutsche Hannover gereist. Das Engagement zahlte sich aus: Wie die eifrig verbreiteten Fotos der Furrerhugi-Leute belegen, wirkte Noser an der Seite von Bundeskanzlerin **Angela Merkel** fast präsidentialer als der ebenfalls anwesende Bundespräsident **Johann Schneider Ammann** (FDP). *(fsc)*

Die Initianten des Burkaverbots um SVP-Nationalrat **Walter Wobmann** haben letzte Woche auf dem Bundesplatz demonstriert. Dafür warfen sich die Burka-Gegner für ein paar Minuten selbst in die schwarze Kluff. Doch sie hat-



**Bitte recht freundlich:** Merkel, Noser (FDP).



**Schneller fertig:** Comte, Burkhalter (beide FDP).

ten nicht mit **Dinu Gautier** gerechnet: Der Journalist der linken *Wochenzeitung* setzte via Twitter die Polizei auf Wobmann und Co. an: «Verstoss gegen kantonales Vermummungsverbot». Die Berner Polizei, unter deren Augen Woche für Woche vermummte Vertreter der Reitschule randalieren, liess sich nicht zweimal bitten: «Wir werden den Sachverhalt an die Staatsanwaltschaft rapportieren.» Pikant überdies: Tipp-Geber Gautier dürfte das kantonale Vermummungsverbot aus seiner Zeit als «linker Politaktivist» (*Tages-Anzeiger*) bestens kennen. Er war den Ordnungskräften im Rahmen linksautonomer Demos derart bekannt, dass sogar der Geheimdienst eine Akte mit seinem Namen angelegt hatte. *(fsc)*

## Unter die Lupe genommen:

Ihre Spezialistin für die Digitalisierung in KMU.



**Maria Bitonti**

Mitarbeiterin  
technischer  
Kundendienst

Ob Selbständige, Klein- oder Grossunternehmen - bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Bedienung Ihrer Geräte haben oder unseren technischen Support in Anspruch nehmen möchten - wir stehen Ihnen zur Seite.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Maria Bitonti | Tel. 044 578 78 78 | [upc-cablecom.biz](http://upc-cablecom.biz)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



**upc cablecom**  
business

# Kosmisches Frühlingserwachen

Von Wolfgang Koydl — Schokohasen, bunte Eier, Stau am Gotthard: Kaum ein Feiertag ist so banalisiert worden wie Ostern. Dabei ist die Botschaft des Festes in Krisenzeiten so aktuell wie eh und je, so einfach wie grossartig – «Du kannst alles überwinden, sogar den Tod.»

Es war starker Tobak, was die offenkundig schockierten Frauen da überall herumerzählten: Jener Mann, den sie selbst erst vor wenigen Tagen zu Grabe gelegt hatten, sei ihnen wieder begegnet. Quicklebendig sei er gewesen, sie hätten ihn mit Händen greifen können, er habe sogar mit ihnen geredet. So unglaubwürdig tönte ihre Geschichte, dass sie anfangs nicht einmal die engsten Freunde des Verstorbenen glauben wollten: «Die Apostel hielten das alles für ein Geschwätz», kommentierte der Evangelist Lukas Berichte über die Auferstehung des Jesus von Nazareth. Erst als dieser ihnen selbst erschien, änderten sie ihre Meinung.

Die Geschichte von der Auferstehung Christi verlangte nicht nur den Zeitgenossen einen starken Glauben ab – an Gott, an Wunder, an Unmögliches oder Übersinnliches. Bis zum heutigen Tag ringen Geistliche und Laien, Theologen und Naturwissenschaftler mit einem Vorgang, den der Schweizer Religionsforscher und Vatikankritiker Hans Küng einmal kryptisch als «kein historisches [...], aber ein wirkliches Ereignis» bezeichnete, jedenfalls «für den, der sich im Glauben darauf einlässt». Nur wenige aber gingen so weit wie der Göttinger Theologe Gerd Lüdemann. Er verdächtigte die Apostel, halluziniert zu haben. Die Auferstehung sei ein «Humbug».

«Das Bekenntnis zur Auferstehung Jesu ist historisch so umstritten, wie es theologisch bedeutsam ist», sagt der Heidelberger Theologe Hans-Joachim Eckstein. «Die Auferstehungsbotschaft setzt den menschlichen Zweifel voraus: <Das ist zu schön, um wahr zu sein!> Und sie hält an ihrem unerhörten Zeugnis umso nachdrücklicher fest: <Dies ist zu wahr, um nicht als schön – das heisst überwältigend und befreiend – erkannt zu werden!>»

## Kosmisches «Yes, we can»

Der vermeintliche Humbug ist der zentrale Pfeiler des christlichen Glaubensbekenntnisses. «Wenn der Glaube an die Auferstehung der Toten fällt, bricht die ganze christliche Lehre zusammen», konstatierte Kirchenvater Augustinus. «Die Zuversicht der Christen ist die Auferstehung der Toten, indem wir sie glauben, sind wir Christen», schrieb anderthalb Jahrhunderte vor ihm der spätrömische Kirchenschriftsteller Tertullian. Beide griffen zurück auf Paulus, den ersten PR-Mann der neuen Religion: «Wenn Christus nicht auf-

erweckt worden, dann ist unsere Predigt sinnlos, sinnlos auch euer Glaube», schrieb der Apostel an die Korinther.

Doch wie steht es heute um diesen Glaubensgrundsatz, zu dem sich Katholiken im Apostolischen Glaubensbekenntnis ausdrücklich bekennen? Jahr um Jahr halten Umfragen in der Schweiz und in anderen europäischen Ländern fest, dass deutliche Mehrheiten der Bevölkerung nicht an die Auferstehung glauben. Bei der letzten Erhebung in der Eidgenossenschaft

---

«Die Bedeutung des Osterfestes liegt darin, dass der Tod nicht das letzte Wort hat.»

---

waren es fast 56 Prozent Zweifler. Immer häufiger verschwindet im öffentlichen Bewusstsein die Verbindung zwischen dem Osterfest und dem im Auferstehungsmythos enthaltenen Erlösungsversprechen. Wer denkt beim belanglosen Wunsch «Frohe Ostern» schon daran? Orthodoxen Christen hingegen ist die tiefere Bedeutung unmittelbar bewusst: Mit den Worten «Christus ist auferstanden» begrüsst man einander am Ostermorgen. «In Wahrheit ist er auferstanden», lautet die Antwort.

Dabei ist die hoffnungsvolle Frohbotschaft des Osterfestes unverändert aktuell. Sie ist so einfach, wie sie grossartig ist. Sie ist unglaublich – in mehrfacher Bedeutung: kaum zu glauben und unfassbar. Das gilt gerade auch in Krisenzeiten, wie wir sie gerade durchleben. «Die Bedeutung des Osterfestes liegt darin, dass der Tod nicht das letzte Wort hat», formulierte es Gottfried Locher, der Vorsitzende des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes. «Dass in aller Verzweiflung aus dem Nichts heraus neue Hoffnung erwachsen kann.»

Ostern ist der grosse Mutmacher, ein trotziges «Wir schaffen das». Es ist Verheissung, Versprechen und Zuversicht in einem, ein kosmisches «Yes, we can».

Jesu Auferstehung ist ein Neuanfang, nicht bloss eine Wiedergeburt, wie der Freiburger Fundamentaltheologe Joseph Schumacher sagt. Hätte Gott den Gekreuzigten nur von den Toten erweckt, wäre Gott nicht besser gewesen als ein Doktor Frankenstein. Doch die Auferstehung sei eine «zweite Schöpfung» gewesen, eine Verwandlung in etwas Neues. Dies belegt die Bibel: In der Genesis wirft Gott Adam und Eva aus dem Paradies, um zu ver-



Mit Christi Opfer ist dieser Fluch aufgehoben:

meiden, dass der Mensch sich nun auch noch «am Baume des Lebens vergreife, davon esse und ewig lebe». Mit Christi Opfer ist dieser Fluch aufgehoben.

Die Hoffnung, dass immer wieder neues Leben aus Tod, Ruin und Verderben spriest, ist so alt wie die Menschheit, und dass diese Hoffnung nicht grundlos ist, haben Menschen seit je in der Natur beobachten können. Wenn sich im Frühling neue Triebe aus anscheinend abgestorbenen Ästen drängen, wenn die lebenspendende Sonne nach Dämmerlicht und Kälte wiederkehrt, wenn sich erstarrte Flüsse und Bäche wieder in quirlige Strudel verwandeln, dann ist das ein Wunder, dem sich nicht einmal blasierte moderne Grossstädter entziehen können.

Auch wir blühen im Frühling auf, fühlen uns wacher, alerter und beschwingter. Wir



Grabeskirche, Jerusalem.

fangen vieles neu an – ob wir uns verlieben, das Haus putzen oder das neue Auto kaufen, das wir während der Wintermonate auf einer Website angehimmelt haben. Dieses Verhalten lässt sich biologisch erklären: Weil die Tage länger und heller werden, produziert unser Körper weniger vom Schlafhormon Melatonin; dafür schüttet er reichlich Adrenalin, den Pulsbeschleuniger Dopamin, das Glückshormon Serotonin und bei Männern zusätzlich Testosteron aus. Optisch hilft dem Glücksgefühl auf die Sprünge, dass Männer und Frauen ihre Körper nicht mehr unter unförmiger Kleidung verstecken.

So viel zur Biologie. Spirituell schlug sich das Frühlingserwachen schon immer in religiösen Kulturen nieder, und insofern ist es kein Zufall, dass auch das Osterfest in den Frühling fällt. Konkret geht der Termin auf das Pessach-

fest zurück. Während dieser Feiertage wurde Jesus verurteilt und getötet. Mit dem Pessach gedachten die Juden des Auszuges aus Ägypten – und damit ebenfalls des Aufbruchs in eine neue Zeit. Die jüdische Herkunft des christlichen Festes spiegelt sich auch sprachlich im Wort für Ostern in den meisten europäischen Sprachen wider: vom albanischen *pashkët* über die französischen *Pâques* bis zum russischen *pascha*.

Widerlegt ist inzwischen der von den Nazis geförderte Irrglaube, dass das deutsche «Ostern» etymologisch auf eine heidnische Fruchtbarkeitsgöttin namens Ostara zurückgeht. Man glaubt inzwischen, dass das altgermanische Wort *austro* bei «Morgenröte» Pate stand, die ja ebenfalls einen Neuanfang markiert. Die unchristlichen Osterattribute Hasen und Eier wiederum gehen tatsächlich auf

heidnische Fruchtbarkeitssymbole zurück. Dass Lindt heute weltweit mehr als 60 Millionen Goldhasen verkauft, ist nur die marktwirtschaftliche Fortschreibung animalischer Fortpflanzungsfreude.

#### «Potentes Verkaufsargument»

Eng verbunden mit Auferstehung und Wiedergeburt ist die menschliche Sehnsucht nach der Unsterblichkeit, dem ewigen Leben nach der Existenz im irdischen Jammertal. Das Christentum war nicht die erste Religion, die ihren Anhängern die tröstliche Aussicht auf ein Leben nach dem Tod bot. «Ohne die Überzeugung, dass der Mensch seinen Tod überlebt, gäbe es keine Religionen», sagt Joseph Schumacher. Die Ägypter mumifizierten ihre Toten als Vorbereitung für das Leben im Jenseits; rechtgläubigen Israeliten winkte ein

Weiterleben nach dem Tod; gemäss dem persischen Zoroastrismus wurden am Jüngsten Tag die Guten von den Bösen geschieden, der Buddhist bewegt sich in einer Abfolge von Wiedergeburten zum erlösenden Nirwana; der Islam sieht im Tod kein Ende, sondern einen Anfang und eine Befreiung, und das klassische Altertum der Griechen und Römer kannte den Hades, die Unterwelt, begrenzt vom Fluss Styx und bewacht vom dreiköpfigen Hund Cerberus.

Doch diese antike Unterwelt war kein Ort, auf den man sich freuen konnte, wie der deutsche Althistoriker und Direktor des Liechtensteinischen Landesmuseums, Rainer Vollkommer, erklärt. «Als Odysseus in den Hades hinabsteigt, erkennt er mit Grauen, dass selbst Helden wie Achill und Ajax nur erbärmliche Schattengestalten sind. Und sie sind noch privilegiert gegenüber anderen toten Seelen.» Da der Durchschnittsrömer wusste, was ihn erwartete, war das christliche Heilversprechen von Auferstehung und ewigem Leben ein «potentes Verkaufsargument» für die neue Religion.

### Traum vom ewigen Leben

«Es war vor allem der egalitäre Ansatz dieser Sekte, die sie so attraktiv machte», glaubt Vollkommer. «Jeder hatte ein Anrecht auf dieses paradisische Leben nach dem Tod, egal, ob er arm oder reich war, Mann oder Frau, Römer oder Angehöriger einer anderen Nation.» Im Gegensatz dazu hing beispielsweise die weitere Existenz im ägyptischen Jenseits von der Mumifizierung ab und stand daher nur Wohlhabenden offen. Das Judentum reservierte das Himmelreich für die eigenen Leute und für einige wenige auserwählte Nichtjuden. Und der tristen römischen Schattenwelt konnte man nur entkommen, wenn man als Sterblicher zum Gott wurde – ein Schritt, der lediglich dem Kaiser offenstand.

Der christliche Auferstehungsmythos aber versprach auch noch dem einfachsten Tagelöhner ewige Seligkeit. «Das Christentum erleuchtete das Leben der Elenden, der Verstümmelten, der Trauernden, Verzagten und Erniedrigten [...] mit der Hoffnung auf das kommende Königreich und endloses Glück jenseits des Grabes», schrieb der amerikanische Philosoph Will Durant über die «attraktivste Religion, die der Menschheit je präsentiert wurde». Dass die Vertröstung auf ein besseres Jenseits später zu einem Machtinstrument der Herrschenden pervertierte, mit dem sich soziale Forderungen der mittellosen Unterschicht abblocken liessen, steht auf einem anderen Blatt. Es war diese Droge, die Karl Marx als abstumpfendes «Opium für das Volk» bezeichnete.

Aufklärung, Rationalismus, Vernunft und Wissenschaft haben dem Mythos von der Auferstehung der Toten heftig zugesetzt. Aber



*Dem Tod ein Schnippchen schlagen: Kryonik-Sarg.*

sie haben ihn nicht besiegt, sondern vielmehr ergänzt. Denn der alte, ungestillte Traum vom ewigen Leben, von der Unsterblichkeit des Menschen ist noch immer lebendig – nur dass er ins Diesseits und in die Hände der Medizin, der Naturwissenschaft und neuerdings der Informationstechnologie verlegt wird.

Ein einziges Lebewesen scheint nach gegenwärtigem Erkenntnisstand biologisch unsterblich zu sein – eine Qualle namens *Turritopsis dohrnii*. Aber die Gattung *Homo sapiens* macht Fortschritte. Bessere Lebensbedingungen, eine gesündere Lebensweise und die moderne Medizin haben die Lebenserwartung

### Aufklärung, Wissenschaft und Vernunft haben dem Mythos von der Auferstehung heftig zugesetzt.

in westlichen Staaten kontinuierlich erhöht – in der Schweiz bei Männern in den letzten 35 Jahren um annähernd zehn Jahre. Manche Mediziner hoffen, den Verfallsprozess der Zellen, die Ursache für Altern und Tod, verlangsamen oder gar zum Stillstand bringen zu können. Andere erforschen die Möglichkeit, den menschlichen Körper durch ein Heer patrouillierender Nano-Roboter überwachen zu lassen, die jedes Gesundheitsrisiko erkennen und an Ort und Stelle bekämpfen.

Und wieder andere wollen dem Tod ein Schnippchen schlagen, indem sie ihre Körper in flüssigem Stickstoff einfrieren lassen. Die Kryonik geht davon aus, dass die Körper aufgetaut und behandelt werden können, sobald eine Heilmethode für ihre Krankheiten gefunden worden ist. In einigen Fällen werden

nur die Köpfe mit den Gehirnen aufbewahrt. Die fehlenden Körper würden dann mit sogenanntem Tissue Engineering erschaffen, einer Methode, mit der schon heute künstliche Gewebe durch menschliche Stammzellen besiedelt werden können.

Weltweit – noch – rechtlich geächtet ist das Klonen menschlicher Zellen, mit dessen Hilfe theoretisch beliebig viele Kopien eines Menschen hergestellt werden können – theoretisch lässt sich das gleichsam bis in alle Ewigkeit fortsetzen. Einen grundsätzlich anderen Weg schlagen die Transhumanisten ein, die den Menschen mit technologischer Hilfe verbessern und ihm eines Tages zumindest zu digitaler Unsterblichkeit verhelfen wollen.

Einer der glühendsten Verfechter des Transhumanismus ist der amerikanische Autor und Futurist Ray Kurzweil. Er ist überzeugt davon, dass es eines Tages gelingen wird, nicht nur die Erinnerungen und Gewohnheiten eines Menschen auf einen Supercomputer zu laden, sondern sein gesamtes Bewusstsein. Diese Person würde entweder in einer virtuellen Welt – auf einer Festplatte oder in einer Cloud – fortleben oder in einem neuen, organischen Körper, der mit Hilfe von Tissue Engineering geformt würde. Ein Quantensprung im Vergleich zu dem Batzen Lehm, mit dem sich Gott bei Adams Erschaffung behalf.

### Neue Hardware

Noch weiter geht der amerikanische Physiker Frank Tipler, der Gott mit den Mitteln der Naturwissenschaft nachzuweisen sucht. In seiner «Theologie der Physik» wird eines Tages «alle bisherige Existenz in gigantischen, den ganzen Kosmos umfassenden Computerprogrammen reprogrammiert beziehungsweise neu erschaffen». Menschen würden als Avatare weiterexistieren. Der Ursprung von allem ausserhalb von Raum und Zeit wäre dann Gott.

Mit der christlichen Botschaft haben all diese Ansätze nichts zu tun. Denn sie würden den Menschen unverändert lassen, mit all seinen geistigen, seelischen und charakterlichen Gebrechen. Aber Christus verheisst mehr: einen neuen Menschen, der seinen Frieden gefunden hat, mit sich und mit Gott, und der frei ist und selbstbestimmt. Am besten hat es wohl John Polkinghorne beschrieben. Der Brite hatte 1979 im Alter von 49 Jahren seinen Lehrstuhl für mathematische Physik in Cambridge aufgegeben, um Geistlicher zu werden. Er umschreibt den Prozess zwischen dem Tod und dem Warten auf die Auferstehung mit einem eingängigen zeitgemässen Vergleich: «Gott wird unsere Software auf seine Hardware heruntergeladen bis zu dem Zeitpunkt, da er uns eine neue Hardware gibt, mit der wir unsere Software wieder für uns selbst laufen lassen.»

# Auferstehung im Diesseits

Von Peter Ruch — Verlust und Leiden prägten sein Leben. Doch Pfarrer Paul Gerhardt (1607–1676) verzagte nicht. In freudiger Erwartung auf das Reich Gottes verfasste er ein Liedgut, das Bach und Telemann inspirierte.



Zeuge der christlichen Hoffnung: Liederdichter Gerhardt.

*Sollt ich meinem Gott nicht singen?  
Sollt ich ihm nicht dankbar sein?  
Denn ich seh in allen Dingen,  
Wie so gut Er's mit mir mein'.  
Ist doch nichts als lauter Lieben,  
Das sein treues Herz bewegt,  
Das ohn Ende hebt und trägt,  
Die in seinem Dienst sich üben.  
Alles Ding währt seine Zeit,  
Gottes Lieb in Ewigkeit.*

Diese Zeilen wecken die Vorstellung, Paul Gerhardt, einer der bekanntesten deutschen Liederdichter, müsse ein Glückspilz gewesen sein. Doch seine Biografie spricht eine andere Sprache. Er wurde 1607 in der Nähe der Lutherstadt Wittenberg geboren. Seine Eltern verlor er mit zwölf beziehungsweise vierzehn Jahren. Im Jahr 1618 brach der Dreissigjährige Krieg aus, hervorgerufen in erster Linie durch den konfessionellen Gegensatz. Dieser Krieg und die folgenden Seuchen dürften ein Viertel bis ein Drittel der deutschen Bevölkerung dahingerafft haben, regional gar bis zur Hälfte.

Trotz dieser ungünstigen Bedingungen konnte Gerhardt in Wittenberg Theologie studieren. Es herrschte das Klima der lutherischen Orthodoxie. Dieser Begriff geht nicht auf die Reformation zurück, sondern tauchte auf, als das schulmässige konstruierte Bibelver-

ständnis vor allem der Abgrenzung diene. Der Anspruch der Rechtgläubigkeit – *orthodoxia* – richtete sich bald nicht bloss gegen die Katholiken, sondern grenzte auch Lutheraner gegen calvinistische Reformierte ab.

Gerhardt war als Pfarrer an einer solchen Auseinandersetzung beteiligt: Im Berliner Kirchenstreit, als der reformierte Kurfürst Friedrich Wilhelm die lutherische Pfarrerschaft anwies, ein Toleranzedikt zugunsten der reformierten Minderheit zu unterzeichnen, verweigerte er mit anderen zusammen die Unterschrift und

## Sein Motiv war nicht Rechthaberei, sondern die eigene Überzeugung und Gottvertrauen.

berief sich auf das Ordinationsgelübde sowie auf die Gewissensfreiheit. Damit drohte ihm die Entlassung. Zahlreiche Sympathisanten, vor allem Handwerker, setzten sich für ihn ein, doch es half nichts. Er verlor seine Stelle.

Sein Motiv war nicht Rechthaberei, sondern die eigene Überzeugung und Gottvertrauen. Er wollte Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apostelgeschichte 5, 29). Die Kriegsjahre hatten Gerhardt gegen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen resistent gemacht. Eine Heirat war offenbar lange unmöglich geblie-

ben, und erst mit 48 Jahren ehelichte er Anna Maria Berthold. Von den fünf gemeinsamen Kindern mussten die Eltern vier zu Grabe tragen, nur eines überlebte sie. Beruflich gelang Gerhardt dank seinen Getreuen die Wiedereinsetzung ins Pfarramt an der Berliner Nikolaikirche, doch dankte er bald aus Gewissensgründen ab. Nach zwölfjähriger Ehe verstarb seine Frau. Seine letzten Lebensjahre wirkte er in Sachsen, gesundheitlich angeschlagen. Er starb im Alter von 69 Jahren.

## Unterstützung von Handwerkern

Ein solcher Lebenslauf scheint zu seinen tröstlichen Versen und Gedichten nicht zu passen. War er realitätsfremd? Dann hätte er schwerlich die Unterstützung von bodenständigen Handwerkern gewonnen. Nein, er setzte sich der Realität aus und litt unter ihr. Er erfuhr die harten Worte Gottes nach dem Sündenfall: Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Die Welt ist schön, doch kein Schlaraffenland. Hinter und über ihr gibt es eine andere Seinsform, wo Erfüllung und Seligkeit herrschen.

Die Auferstehung Jesu Christi hat uns das Fenster dorthin geöffnet. «Wie in Adam alle sterben, so werden in Christus auch alle zum Leben erweckt werden» (1. Korinther 15, 22). Auf das Reich Gottes gehen wir zu und werden erwartet. Wird man irgendwo erwartet, so ist man schon halbwegs angekommen. Das war es, was das Leben für diesen Dichter erträglich und was seine Verse unsterblich machte. Nach wie vor ist er in den Kirchgemeinden präsent. Das deutsche wie auch das Deutschschweizer evangelische Gesangbuch enthalten 27 Lieder von ihm. Etwa die Hälfte davon ist auch in katholischen Gesangbüchern zu finden. Somit überstand rund ein Fünftel seines lyrischen Opus sämtliche Modernisierungen und Umschichtungen, und wer weiss, ob nicht verschwundene Verse eines Tages wieder Anklang finden werden. Kein Wunder, wurde manches unter anderen von Georg Philipp Telemann und Johann Sebastian Bach, aber auch im 20. Jahrhundert von Max Reger und Ernst Pepping vertont.

Gerhardt betreibt seine Poetik als Verkündigung des Evangeliums in Zwiesprache mit der Bibel, mit Gott und dem eigenen Selbst. Trotz dieser gezielt theologischen Ausrichtung ist er für die deutschsprachige Lyrik insgesamt von hoher Bedeutung, besonders durch den natürlichen Versfluss. Vor allem aber ist Paul Gerhardt ein Zeuge der christlichen Hoffnung, deren vollständige Erfüllung im Jenseits erfolgt. Opium des Volkes? Dieses Label passt eher für die modernen Utopien, die das diesseitige Paradies versprechen und stattdessen die Misere oder die Hölle hervorbringen. Wer seine letzte Hoffnung aufs Jenseits richtet, kann mit den Widrigkeiten im Diesseits gelassener umgehen.

Peter Ruch ist evangelisch-reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi.

## Alternativen

Von Henryk M. Broder — Mehr als nur eine Phrase von Peter Altmaier.



**P**eter Altmaier, Bundesminister für besondere Aufgaben, Chef des Bundeskanzleramtes und in dieser Funktion auch zuständig für die «politische Gesamt-

koordinierung aller Aspekte der aktuellen Flüchtlingslage», kommentierte den Abschluss eines Abkommens zwischen der EU und der Türkei zur Eindämmung der Flüchtlingswelle mit folgenden Worten: Da «alle alternativen Routen, die man sich vorstellen kann, wesentlich aufwendiger, wesentlich teurer, wesentlich gefährlicher sind», sei er «davon überzeugt, dass die Zahlen nicht nur deutlich zurückgehen, sondern dass wir diese Herausforderung nachträglich und nachdrücklich und nachhaltig bewältigen werden».

Altmaier «gilt als wichtigster Vertrauter von Angela Merkel» (Wikipedia); er leitet nicht nur das Bundeskanzleramt und berät die Kanzlerin, er vertritt auch die Positionen seiner Chefin mit einer Treue, die an Selbstaufgabe grenzt: bei Illner, bei Maischberger, bei Plasberg. Man weiss nicht, ob er das sagt, was die Kanzlerin denkt, oder ob die Kanzlerin das denkt, was er ihr einflüstert, fest steht nur, dass die beiden eine symbiotische Beziehung zueinander pflegen, die an Don Quichotte und seinen Diener Sancho Pansa erinnert. Wenn Altmaier nun erklärt, er sei «überzeugt», dass «wir diese Herausforderung nachträglich und nachdrücklich und nachhaltig bewältigen werden», dann ist das mehr als nur eine angestaubte Politikerphrase, die mit einem Substantiv und drei Adjektiven auskommt.

Es ist eine programmatische Aussage, denn was in diesen Tagen in Berlin zählt, sind nicht Fakten, sondern Überzeugungen und Hoffnungen. Eben noch war die Kanzlerin überzeugt, dass wir «das schaffen» werden, dass es «keine Obergrenze» für die Aufnahme von Flüchtlingen geben darf und dass es «zur Identität unseres Landes gehört, Grösstes zu leisten». Nun hofft sie, dass die Flüchtlinge in der Türkei bleiben, weil die «alternativen Routen» aufwendiger, teurer und gefährlicher sind als die über Griechenland. Was aber, wenn das Gegenteil zutrifft? Wenn die Flüchtlinge die alternativen Routen nutzen werden, obwohl sie aufwendiger, teurer und gefährlicher sind? Weil Griechenland dichtgemacht wurde. Dann muss Peter Altmaier sich wieder etwas einfallen lassen.

## Ökonom in Havanna

Von Silvio Borner — Die westliche Welt erwartet mit Spannung die Öffnung von Fidel Castros karibischem Inselstaat. Ein Besuch jedoch stimmt skeptisch.

**L**ohnpolizei gegen vermeintliche Diskriminierung der Frauen oder 2000-Watt-Gesellschaft: Die Schweiz kultiviert ihre Luxusprobleme. Um diesen für ein paar Wochen zu enteilen, reist dieser Kolumnist regelmässig in ferne Gebiete dieser Welt, die existenziellere Probleme haben.

Trotz Präferenzen für Lateinamerika blieb Kuba bei diesen Reisen aus politischen Gründen bislang immer links liegen. Doch der sich abzeichnende Übergang in Richtung wirtschaftlicher und politischer Öffnung schien Grund genug, um neben den landschaftlichen und kulturellen Reizen den politökonomischen Wandel mitzuerleben. Und er findet – wenn auch nur sehr zögerlich – mit positiven und negativen Vorzeichen statt.

### Scheinparadies

Die Wende beim Tourismus zu beginnen, ist von vornherein gefährlich, weil durch die Flut von Besuchern die Infrastruktur überlastet wird. Mehr noch: Die Einheimischen werden verunsichert. Es entsteht eine Zweiteilung der Gesellschaft: eine sozialromantisch verklärte Scheinwelt für die Touristen und eine Gefangenschaft der meisten Kubaner im sozialistischen Scheinparadies mit staatlicher Bevormundung und Rationierung der Nahrungsmittel.

Havanna ist ein lebendiges architektonisches Museum. Wie im Osten Europas hat der wachstumslose Sozialismus vor allem die



### Männer und Frauen krampfen gleichberechtigt unter härtesten Akkord- und Aufsichtszwängen.

Zerstörung historischer Bauten verhindert, allerdings um den hohen Preis einer kriegsähnlichen Verwüstung durch Verwahrlosung. In der Altstadt sieht man die neueren Rettungsanstrengungen, doch insgesamt dominieren Ruinen das Bild. Die Aussicht von der Terrasse eines privaten Luxusrestaurants lässt eher an Aleppo denken als an eine karibische Hauptstadt. Ökonomisch und ökologisch ist Kuba deutlich rückständiger und gelähmter als die meisten anderen lateinamerikanischen Länder.

Ein Besuch in der Zigarrenfabrik, die für weltbekannte Marken produziert, zeigt er-

schreckend, wie hier wie vor mehr als hundert Jahren sklavenähnlich gearbeitet wird. Die Monatslöhne liegen bei etwa sechzig Schweizer Franken. Männer und Frauen krampfen gleichberechtigt unter härtesten Akkord- und Aufsichtszwängen. Kein Wunder, dass Fotografieren verboten ist. Und das alles nach der Überwindung des Kapitalismus vor mehr als fünfzig Jahren!

Die Touristen ärgern sich höchstens über das Schlangestehen vor Bankschaltern, um ihr westliches Geld in eine inkonvertible Parallel-Lokalwährung zu wechseln, die ihnen – wie auch wohlhabenden Kubanern – freie Konsumwahl eröffnet. Seit Moskau in den achtziger Jahren habe ich so etwas nicht mehr gesehen.

Und dann die Verschmutzung der Luft durch Raffinerien und Autos, die wirklich zum Himmel stinken. Dieses schöne Land benötigt

endlich echtes Wirtschaftswachstum mit einem grösseren menschlichen, aber kleineren politischen Fussabdruck. Kuba braucht dringend technische Innovationen (angefangen mit dem Internet) und mehr allgemeinen Handlungsspielraum für die Bevölkerung. Bereits heute werden die wenigen Freiräume, die der kleinlich überwachende kubanische Staat den

Menschen überlässt, kreativ und aktiv genutzt. Aber diese sind noch zu sehr auf Nischen wie Restaurants oder Kleinhandwerk beschränkt.

### Für eine Reform braucht es mehr

Um diese einzigartige Insel zu retten, braucht es internationale Investitionen, aber für diese wiederum braucht es eine echte liberale Revolution. Die Menschen hier spüren das, auch wenn sie einem vordergründig mit Stolz das Museum von Che Guevara und die «Gratisausbildung» vorführen. Kuba ist nicht Nordkorea, aber es bleibt ein abschreckendes Beispiel für gescheiterte sozialistische Experimente. Und es gibt, anders als in der DDR, kein Westkuba, das Hunderte von Milliarden als Geschenk überweist. Die Amerikaner werden diese Rolle sicher nicht übernehmen, und das kubanische Regime wird ebenso sicher nicht freiwillig seine Macht abgeben. Für eine Reform braucht es wesentlich mehr als naive Papstbesuche und exotischen Massentourismus.

# Pakt mit dem Teufel?

Von Hansrudolf Kamer — Zu spät hat die EU die strategische Bedeutung der Türkei erkannt. Nun ist sie gezwungen, beim Flüchtlingsabkommen Konzessionen einzugehen, die die EU selber belasten.



In ihrer Verzweiflung über die Flüchtlingskrise hat die Europäische Union ihren langjährigen Beitrittskandidaten Türkei neu entdeckt. Am letzten Gipfel in Brüssel

wurde das Abkommen besiegelt, das letzten November skizziert worden war und das eine Regelung und Drosselung der Flüchtlingsströme nach Europa ermöglichen soll. Dass dies gelingt, ist zweifelhaft.

Die Türkei ist nicht erst seit dem Krieg in Syrien ein für Europa strategisch wichtiges Land. Im Kalten Krieg stellte sie innerhalb der Nato eine der grössten Landarmeen und war ein Bollwerk gegen sowjetische Expansionsgelüste nach Süden. Nach dem sowjetischen Kollaps trug sie zur Stabilisierung der zentralasiatischen Republiken bei. Vor dem Arabischen Frühling war sie ein Stabilitätsfaktor im Mittleren Osten. Ihre politische Ausrichtung war westlich, säkular und reformfreudig.

Amerikanische Präsidenten vor der Ära Obama rieten den Europäern deshalb, die Türkei in die EU aufzunehmen – aus strategischen Gründen. Doch Deutsche und Franzosen kaprizierten sich darauf, die EU zum exklusiven «christlichen Klub» zu erklären, in dem die Türkei keinen Platz habe. Inzwischen sind die strategischen Gründe klar geworden – nicht nur wegen der Flüchtlingskrise, sondern auch wegen der Unterminierung der Demokratie durch den neuen Sultan Recep Tayyip Erdogan.

## Fuss in der Tür

Das Aha-Erlebnis der Europäer ist fragil. Auf dem Papier sieht alles gut aus. Seit letztem Sonntag sollen Flüchtlinge, die in Griechenland ankommen, dort fein säuberlich registriert, aussortiert und dann zurück in die Türkei geschickt werden. Für jeden Rückkehrer übernimmt die EU einen Flüchtling, der sich legal in der Türkei aufhält. Allerdings hat der ungarische Regierungschef die Frage gestellt, ob die EU denn eine Million aufnehmen, wenn die Türkei so viele abschieben würde.

Jedenfalls sollen die Ankömmlinge nach dem bekannten Schlüssel auf die EU-Mitgliedstaaten verteilt werden. Der Haken ist: Darüber herrscht in der EU gar keine Einigkeit. Einige Mitgliedstaaten sperren sich, andere wie Frankreich bleiben kühl. Sie kritisie-

ren vor allem das deutsche Vorpellen. Der Flüchtlingsstrom hat die EU – im wesentlichen Deutschland – gezwungen, mit der Türkei ins Reine zu kommen. Plakativer hat es der türkische Regierungschef Ahmet Davutoglu in Brüssel so ausgedrückt: «Es gibt keine Zukunft der Türkei ohne die EU und keine Zukunft der EU ohne die Türkei.»

Von dieser realen Erkenntnis ist die EU allerdings meilenweit entfernt. Die Konzessionen, die sie gegenüber der Türkei einging, machte sie nur zähneknirschend: mehr Geld für den Unterhalt der grossen Flüchtlingslager, Zusicherungen über die visafreie Einreise der Türken in den Schengen-Raum und die Eröffnung eines weiteren Kapitels bei den Beitrittsverhandlungen.

Davutoglus Zukunftsvision hängt auch von Zypern ab. Nur der griechisch-zypriotische Teil der Insel ist EU-Mitglied, der türkisch kontrollierte nicht. Die Union hat in ihrer grossen Weisheit seinerzeit einen geteilten Staat als Mitglied aufgenommen, der eine klare Agenda hat: Er will eine Wiedervereinigung der Insel erzwingen. Ohne die Türkei geht das aber nicht. Sie hat mit Zypern einen Fuss in der Tür der EU.

Nordzypern ist deshalb ein Pfand in der Hand der Türkei, genauso wie es die Flüchtlinge sind. Ausserdem musste die EU nun die

Türkei als sicheres Land für Asylsuchende deklarieren, damit die Rückführung der Flüchtlinge aus Griechenland mit internationalem Recht in Einklang steht. Dies ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, da sich in Ankara und Istanbul die Terroranschläge häufen.

Wer die Urheber sind, ist unklar, doch das Angebot ist vielfältig: vom Islamischen Staat bis zu einem Ableger der PKK und Schergen des Assad-Regimes. Auch die kurdische Arbeiterpartei, die unter dem Druck der türkischen Sicherheitskräfte in Bedrängnis kommt, scheint sich auf Terrorattacken weiter westlich ihrer Stammgebiete zu verlegen. Das Vorgehen der Behörden gegen Politiker, Wissenschaftler und Journalisten, die PKK-Sympathien verdächtigt werden, entspannt die Lage nicht.

## Keine Freunde, nur Interesse

Seit der erfolgreiche Reformer Erdogan sein Erfolgsrezept über Bord geworfen und ins Lager der Autokraten gewechselt hat, geht es bergab – wirtschaftlich, politisch und vor allem strategisch. Orientierungslosigkeit herrscht. Europäische Kritiker des Flüchtlingsabkommens machen geltend, es handle sich um einen Pakt mit dem Teufel. Europa könne nicht seine Grundsätze – Menschenrechte, liberale Ordnung, Medienfreiheit – opfern, «nur» um die Flüchtlingswelle einzudämmen.

Gut und Böse sind allerdings keine Leitsterne in der internationalen Politik. Es geht um Handfestes gemäss der klassischen Definition des britischen Premierministers Lord Palmerston in grauer Vorzeit, Staaten hätten keine Freunde, nur Interessen. Der Türkei Brücken nach Europa zu bauen – dazu ist es ein wenig spät geworden.



Zukunftsvision: türkischer Premier Davutoglu (l.), EU-Rats-Präsident Tusk.

## Sagenhafte Voraussagen

Von Christoph Mörgeli

**N**un also auch er. Der früher in Hamburg lehrende Schweizer Ökonom Professor Thomas Straubhaar ist für das bedingungslose Grundeinkommen. Zusammen mit Ex-Bundesratssprecher Oswald Sigg (SP) und einem Häufchen Anthroposophen. Zwar rechnet Straubhaar tiefer als andere. Während die Urheber der entsprechenden Volksinitiative 2500 Franken an alle Erwachsenen und 625 Franken für alle unter 18-Jährigen verteilen wollen, genügen Straubhaar 600 Euro. Wie ernst müssen wir diesen Wirtschaftswissenschaftler nehmen?

Thomas Straubhaar gebe sich – sagt er selber – mittlerweile zurückhaltend mit Prognosen, weil er «sich selbst schon schwer geirrt habe» (*Süddeutsche Zeitung*). Wohl wahr. Eine Vorhersage ist bei Straubhaar eine Sage wie alle andern Märchen auch. So warnte er 1990 im Ton einer Zivilschutzsirene, die Schweiz werde ohne EU-Integration «vom Sonderfall zum Sanierungsfall». 1994 folgte die Schrift «Die Schweiz im Alleingang», wiederum mit dunkelsten Prophezeiungen über eine Schweiz, die weder der EU noch dem EWR beitreten wollte.

Im Auftrag des Bundesrats verfasste Thomas Straubhaar, damals an der Universität der Bundeswehr in Hamburg tätig, 1999 die Studie «Integration und Arbeitsmarkt: Auswirkungen einer Annäherung der Schweiz an die Europäische Union». Hier hielt Straubhaar zur gegenseitigen Freizügigkeit der Arbeitskräfte mit der EU fest: «Plausibilitätsüberlegungen lassen eine Obergrenze des Einwanderungspotenzials von (netto) jährlich 10 000 EU-Angehörigen vermuten. Eine höhere Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Erwartung, dass das Einwanderungspotenzial (netto) weniger als 8000 EU-Angehörige pro Jahr erreichen dürfte.» Von Übergangsfristen hielt Straubhaar gar nichts: «Sie sind weder notwendig (da das Einwanderungspotenzial eh gering ist) noch sinnvoll (da die Schweiz von einem gemeinsamen Arbeitsmarkt lieber früher als später profitieren sollte).»

Mit der Präzision dieser wissenschaftlichen Prognose stiegen Bundesrat und Parlament im Jahr 2000 in den Abstimmungskampf über die Personenfreizügigkeit. Mit ihrer Abweichung von der Realität um den Faktor 10 haben sie an der Urne gewonnen. Den Nobelpreis für Wirtschaft wird Professor Thomas Straubhaar eher nicht mehr gewinnen. Aber er bleibt immerhin Träger des Auslandschweizer-Preises der FDP Schweiz International.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Bundesratslimousinen für alle

Von Peter Bodenmann — Über bestellt bei Mercedes 100 000 Staatskarossen der nächsten Generation.



Wo, wenn nicht in der reichen Schweiz, werden diese Schlitten zuerst zum Einsatz kommen?

**D**as *Manager-Magazin* ist eine halbwegs seriöse Informationsquelle. Die deutsche Hochglanz-Postille weiss zu berichten: Der Chef von Uber und der Chef von Mercedes haben faktisch einen Deal abgeschlossen.

Kalanick kauft Zetsche 100 000 elektrisch angetriebene Mercedes der Klasse S ab, sobald diese weiterentwickelten Bundesratskarossen dank automatischer Steuerung keine Chauffeure mehr brauchen. Der technische Fortschritt dürfte in spätestens fünf Jahren dieses Zehn-Milliarden-Geschäft auslösen.

Mercedes-Taxis schafften bisher – dank verstärkten Federungen und Türen – selbst auf den verlotterten Strassen von Köln 400 000 Kilometer, bevor sie die Reise nach Afrika antreten mussten. Um dort ein zweites Leben zu beginnen. In einem Mercedes S der Version Uber-Star-One werden vier Personen – wenn gewünscht in separaten Abteilen – über die Schweizer Autobahnen und Strassen gleiten. Mit weiter gesteigertem Bundesratskomfort. Von Haustüre zu Haustüre.

Eine Fahrt von Zürich nach Bern mit garantiertem Sitzplatz wird samt allem digitalem Schnickschnack durchschnittlich nur 20 Franken kosten. Die Verwaltungsräte von SBB und Post müssten jede Nacht schweissgebadet aus ihren Alpträumen erwachen.

Denn eine Fahrt von Zürich nach Bern kostet in der ersten Klasse der SBB 88 Franken. Mit

Halbtax immer noch 44 Franken. Und diese Preise werden Ende Jahr dank der absehbaren Zustimmung unseres Preisüberwachers noch einmal um zwei bis drei Prozent steigen.

Dies, weil der von der technischen Entwicklung heillos überforderte ETH-Professor Roland Siegwart unsere parastaatlichen Verwaltungsräte in falschen Sicherheiten wiegt. Siegwart glaubt im Ernst, dass die sich selbst steuernden Uber-Limousinen die Berner und Zürcher nur zu ihren jeweiligen Hauptbahnhöfen karren werden, von wo aus diese brav in die zu Stosszeiten überfüllten SBB-Züge umsteigen würden. Typische Schweizer Schienen-Zwangsneurose.

Swisscom, SRG und Ringier haben die digitale Revolution verschlafen. Jetzt wollen sie mit zu grosser Verspätung etwas gegen Google und Facebook machen. Und kommen dank der nicht eingebundenen nationalen Konkurrenz nur langsam aus den Startlöchern. Verschlafen ist vorbei. Eine zweite Chance wird es nicht geben. Was bleibt, sind Brosamen, die vom Tisch der digitalen Yankees fallen. Die SBB und die Post wird es absehbar noch viel brutaler erwischen. Sie kämpften und kämpfen gemeinsam mit Doris Leuthard für eine zweite Gotthardröhre und für Preiserhöhungen. Dabei müssten sie den privaten und öffentlichen Verkehr neu erfinden. Gemeinsam mit Mercedes und Stadler Rail.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Eine kapitalistische Geschichte

Von Kurt W. Zimmermann — Das grösste Schweizer Verlagshaus schwimmt im Geld. Das Geld kommt vom Staat.

Der Geldsegen prasselte nur so hinunter. Er prasselte demokratisch. Bei Tamedia, dem grössten Verlagshaus der Schweiz, war letzte Woche Bescherung für alle Bedürftigen.

Erst kamen die drei Besitzerfamilien von Tamedia zum Zug. Vierzig Millionen an Dividende flossen ihnen zu.

Dann war der CEO an der Reihe. Christoph Tonini bekam das höchste Jahressalär, das je ein Topmanager in der Schweizer Medienbranche verdiente. Es waren 6,1 Millionen.

Dann war das Fussvolk dran. 6240 Franken gab es als Bonus für jeden Mitarbeiter des Verlags, vom Portier bis zum Chefredaktor. Tamedia hat 3600 Angestellte.

Das Interessante am Geldsegen war, woher das viele Geld stammte. Es stammte vom Staat. Das Geld kam durch das Staatsunternehmen Swisscom, an dem die Eidgenossenschaft mit 51 Prozent beteiligt ist.

Die Geschichte dahinter ist eine hübsche kapitalistische Geschichte. Die Geschichte begann vor anderthalb Jahren. Tamedia besass damals eine Firmendatenbank namens Search.ch, die Kontaktdaten von Coiffeursalons bis Copyshop vermittelte. Die Firma war eher erfolglos. Swisscom wiederum besass eine Firmendatenbank namens Local.ch, die genau dasselbe Adressengeschäft betrieb. Die Firma war äusserst erfolgreich.

Swisscom-Chef Urs Schaeppi wollte in diesem Geschäft die alleinige Nummer eins werden. Er fusionierte seine Adressfirma darum mit dem kleineren und erfolgloseren Konkurrenten von Tamedia. Swisscom bekam 61 Prozent, Tamedia 39 Prozent des vereinigten Unternehmens.

Und nun begann eine wunderbare Geldvermehrung. Nachdem Swisscom die Mehrheit erworben und damit den Wettbewerb im Adressmarkt eliminiert hatte, explodierte der Wert des Unternehmens. Er explodierte, weil das Staatsunternehmen seine erdrückende Marktdominanz durchsetzen konnte.

Heute macht Swisscom mit seiner Mehrheitsbeteiligung an Local.ch und Search.ch einen Gewinn vor Steuern von 90 Millionen Franken. Das ist gigantisch. Der Wert des Unternehmens liegt damit bei 700 Millionen Franken.

Tamedia wusste darum nicht, wie ihr geschah. Den Wert ihres früheren, kleinen Adressgeschäfts hatte sie in ihrer Bilanz zuvor mit gerade mal 12 Millionen Franken ausgewiesen. Nach der Fusion mit Swisscom war nun ihre 31-Prozent-Beteiligung auf einmal über 220 Millionen wert. 210 Millionen davon



Aus allen Rohren: Tamedia-Präsident Supino.

konnte Tamedia nun als Gewinn verbuchen. Ohne die Wettbewerbsmacht des Staatsunternehmens hätte es diese gewaltige Wertsteigerung niemals gegeben. Und ohne Swisscom hätte der CEO der Tamedia auch keine sechs Millionen und jeder normale Tamedia-Mitarbeiter keine sechstausend Franken eingestrichen.

So würde man vermuten, dass Swisscom im Hause Tamedia nun als der grosse Heilsbringer gilt. Witzig ist, dass das Gegenteil zutrifft: Swisscom ist des Teufels.

Denn der Staatsbetrieb startet demnächst mit der SRG und Ringier eine gemeinsame Werbevermarktung. Damit wurde Swisscom eine Konkurrentin von Tamedia. Das Verlagshaus versuchte vergeblich, die Werbeallianz juristisch wie politisch zu verhindern.

Tamedia-Präsident Pietro Supino griff eigenhändig in die Tasten und warf der Swisscom im hauseigenen *Tages-Anzeiger* «eine enorme Wettbewerbsverzerrung» vor. In bestem Konzernjournalismus sekundierten die Lohnschreiber desselben Blattes: «Privatisiert die Swisscom!», forderten sie samt Ausrufezeichen.

Ein Verlag geht mit dem Staat ins Bett und schwimmt dadurch im Geld. Doch wehe, der Staat geht dann mit einem anderen Medienhaus fremd. Dann schießt man aus allen Rohren.

Es ist eine hübsche kapitalistische Geschichte.

# «Phubbing»

Von Beatrice Schlag — Das Ding dazwischen.

Vermutlich ist Ihnen das Wort *phubbing* so neu wie mir bis vor wenigen Tagen. Dabei kennt seine Bedeutung seit Jahren jeder. *Phubbing* ist ein Kurzwort für *phone snubbing*, also den andern vor den



Kopf stossen, indem man das Handy zückt, während der oder die andere darauf hofft, dass man miteinander redet. Für die meisten Eltern mit Kindern über zehn ist *phubbing* ein Dauerzustand, den sie ab und zu entnervt durch ein viel zu laut gebrülltes «Schluss jetzt!» kurzzeitig beenden. Danach sind sie unschlüssig, ob ihr Gebrüll wirklich sinnvoll war. Denn der Blick, mit dem der Nachwuchs nun sehr langsam sein Handy weglegt, ist mindestens so schlimm wie sein unentwegtes Starren auf das Smartphone. Der Blick fragt: «Womit willst du mich diesmal langweilen?»

Darüber, wie das omnipräsente Handy die Beziehung zwischen Erwachsenen beeinflusst, gibt es erst wenige und nicht sehr repräsentative Studien. Deren Ergebnisse sind kaum überraschend. Fast unter allen Paaren schafft das Smartphone Konflikte, weil der eine oder die andere ohne Zögern auch mitten in einer angelegten Unterhaltung zum Telefon greift, wenn es vibriert. Oder, weil das Auge des andern, während man redet, immer wieder zum ostentativ auf den Tisch gelegten Gerät schweift. Was so viel heisst wie: «Wir sind hier zu dritt: du, ich, es. Wenn es sich regt, bist du Nummer drei.» Das Verhalten ist nicht geschlechtsspezifisch. Frauen sind genauso handyfixiert wie Männer. Die Fixiertheit als Stillosigkeit dem andern gegenüber abzutun, ist billig. In vielen Jobs ist die Achtzehn-Stunden-Erreichbarkeit Bedingung und Selbstverständlichkeit. Das hat den konstanten Blick auf den Kleinbildschirm gesellschaftlich legitim gemacht. Die Frage, ob und allenfalls wie das einer Beziehung zusetzt, bleibt trotzdem eine gute Studie wert. Kleine Verletzungen nagen bekanntlich durch Wiederholung. Andererseits hat das Smartphone Wunder getan für Paare, die sich wenig zu sagen haben. Nichts schlimmer früher als zwei in einem Lokal, deren Blick man zufällig kreuzte, während sie sich anschwiegen. Sie schämten sich furchtbar. Inzwischen haben beide ein Handy in der Hand und etwas zu tun. Sieht immer noch nicht kommunikativ aus, aber die Scham ist weg.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem Bekannten, den man lange nicht gesehen hat, als Erstes offen sagen, wie sehr er gealtert ist? *Walter Bieri, Bärswil*

Klar können Sie einem alten Bekannten sagen, dass er genau das geworden sei – alt nämlich. Aber warum sollten Sie das tun? Sehen Sie selbst heute jünger aus als vor zehn Jahren? Oder konnten Sie ihn schon in jüngeren Jahren nicht ausstehen? Sagen Sie besser etwas Lustiges oder wenigstens etwas Tiefgründiges: «Jaja, die Jugend wird an die Jungen verschwendet», zum Beispiel. Und falls es Sie interessiert: Ich frage mich jetzt, weshalb der zuständige Redaktor, der gleich alt ist wie ich, ausgerechnet mir diese Frage zum Beantworten gab. *Mark van Huisseling*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Hier gilt offenbar: Zuerst das Fressen und dann die Moral.»

*Toni Hess*

### Nicht zeitgemäss

Nr. 11 – «Enteignung der Eigentümer»; Beat Gygi über die Firma Sika

Sika hat sich über Generationen mit Herzblut talentierter Geschäftsleitungen und mit einsatzbereiten Mitarbeitern zum Weltkonzern entwickelt. Es geht um 17 000 Arbeitsplätze weltweit – um 83,9 Prozent Inhaberaktien und 47,6 Stimmrechte gegen 16,1 Prozent Namenaktien einiger Nachfahren mit Stimmrechtsanteil von 52,4 Prozent. Das Verhältnis 5:1 zuungunsten der Inhaberaktionäre ist ein Skandal und gehört korrigiert. Ein *gambling* nach Belieben ist verantwortungslos und skandalös. Dass einige Nachfahren der Gründer von Sika mit über 50 Prozent Wert ihrer Aktien den Konzern dominieren, ist nicht zeitgemäss. Hier gilt offenbar: Zuerst das Fressen und dann die Moral.

*Toni Hess, per E-Mail*

Vielleicht sind die privilegierten Aktionäre bei Sika durch Vinkulierung und dank einer schwerwiegenden Lücke in der schweizerischen Gesetzgebung formaljuristisch im Recht. Irgendwelche Sympathien verdienen sie jedoch nicht. Es besteht die Gefahr, dass Saint-Gobain einen Konkurrenten kaufen will, um ihn nachher zu liquidieren, ein blühendes Unternehmen der schweizerischen Wirtschaft. So ähnlich könnte vielleicht einmal eine spätere Generation Köppel.2 die *Weltwoche* an einen chinesischen Staatskonzern verhöckern, der dann die Texte in Peking schreiben lässt.

*Werner Furrer, Basel*

### Ohne glaubwürdiges Programm

Nr. 11 – «Deutschland wird ein bisschen normaler»; Editorial von Roger Köppel

Die Analyse greift in einem wichtigen Punkt zu kurz. Denn auch wenn die Politik von Angela Merkel alles andere als einen klaren Kurs aufweist, da es unter den sechzehn deutschen Bundesländern nicht einmal eine einheitliche Regelung dafür gibt, wie viel Vermögen Flüchtlinge behalten dürfen, darf eher bezweifelt werden, dass die Newcomer von der AfD wirklich das Attribut einer bürgerlichen «Alternative» verdienen. Schliesslich springen deren Akteure bislang nur auf den Zug von bestehenden Ängsten vieler Menschen auf, ohne aber ein eigenes glaubwürdiges Programm zu präsentieren, das die gespaltene Gesellschaft wieder versöhnt und insbesondere den ländlichen ostdeutschen Regionen eine wirtschaftliche Perspektive vermittelt. Deshalb erinnert hier am Ende doch sehr viel an die viel zu dünne



«*Gambling nach Belieben*»: *Weltwoche*-Titel.

Programmatik der Piratenpartei, zumal es nach wie vor den nicht unerheblichen und ungelösten ideologischen Widerspruch gibt, dass ein zu starker Antiliberalismus ebenfalls kleineren mittelständischen Unternehmen bei ihrer Suche nach neuen Absatzmärkten und Investoren schadet!

*Rasmus Ph. Helt, Hamburg*

### Anrühlich

Nr. 11 – «Im Sold der Grünen»; Alex Reichmuth über das AKW Fessenheim

Vor wenigen Monaten war ich als Tourist im Elsass. Neben viel Geschichtlichem gab der französische Busfahrer auch seinen Kommentar zum AKW Fessenheim ab. Frankreich sei seit Jahren bereit, sein ältestes AKW zu schliessen. Dagegen sperrten sich die zwei Minderheitsaktionäre, Deutschland mit angeblich fünfzehn und die Schweiz mit fünf Prozent. Diese beiden Partner seien nicht bereit, einen Hundert-Prozent-Abschreiber hinzunehmen. Egal, wie die Beteiligungsprozente sein mögen, unglaublich, ja anrühlich wäre das Ganze ohnehin, träfe dies wirklich zu.

*Hansjürg Löffel, Rapperswil*

### Komfortabler und billiger

Nr. 11 – «Das 500-Millionen-Franken-Risiko»; Philipp Gut über die Bundesverwaltung

Man muss nicht einmal Insider sein, um die 500-Millionen-Prognose für plausibel zu halten. Es genügt nur schon, einmal am Rande in

eine grössere Informatikbeschaffung involviert gewesen zu sein. Der grundlegende Fehler liegt darin, dass man die Beschaffung einer Eierlegende-Wollmilchsau-Software beschliesst und während des sich Jahre hinziehenden Entstehungsprozesses merkt, dass die Produktion von Kaffee und Pommes frites noch fehlt. Besser sollte man schlankere Einzelanwendungen mit definierten Schnittstellen anstreben. Wer schon einmal die Preise für Amphibienfahrzeuge angeschaut hat, wird am Schluss ein Auto und ein Schiff kaufen und es den Benutzern zumuten, zwischen den beiden umzusteigen. Es ist komfortabler und vor allem billiger. Und wenn man später ein moderneres Auto beschafft, kann man das Schiff weiter benutzen.

Stefan Büchi, Ruswil

### Mit aller Kraft

Nr. 11 – «Wir sollten Europa nicht kaputtreden»; Interview mit Christian Wulff

Immer wieder wird Angela Merkel als vorausschauende, um Deutschland besorgte und visionäre Kanzlerin dargestellt. Doch der unüberlegte Atomausstieg, die Sanktionen gegen Russland sowie die verantwortungslose Flüchtlingspolitik in Deutschland und ganz Europa sind kurzsichtig und diktatorisch. Bleibt zu hoffen, dass die anderen EU-Staaten sich ihr mit aller Kraft entgegenstemmen. Es darf nicht sein, dass sich wieder ein deutsches Staatsoberhaupt über ganz Europa erheben kann.

Fränzi Weiersmüller, Uetikon am See

### Lebensgrundlage schlechthin

Nr. 11 – «Ausverkauf in den Alpen»; Markus Schär über die Stauseen

Unsere Stauseen sind mehr als unrentable Stromerzeuger – sie sind das Reservoir des Wasserschlosses Schweiz. Bei den alten Römern war Wasser Allgemeingut wie Luft. Auf keinen Fall darf diese Lebensgrundlage privatisiert werden. Ohne eigenes Wasser braucht man sich über nichts mehr weiter zu sorgen. Es ist nicht nur biologische, sondern auch wirtschaftliche Lebensgrundlage, die erste Stufe jeder Bedürfnisbefriedigung. Wir haben kein Meer zum Entsalzen. Kein Mensch kann wissen, ob die WTO nicht plötzlich die Privatisierung des Wassers befiehlt – oder die EU. Unser Wasser ist jeden Preis wert.

Elisabeth Monika Oesch, Zürich

Windturbinen werden abgestellt, Rheinwasser läuft neben den Turbinen herunter, im Sommer werden Weichen der DB geheizt, der CO<sub>2</sub>-Ausstoss nimmt zu. Haushalte zahlen Milliarden an Subventionen, der damit produzierte Strom ist nichts wert (= billig!), die umweltfreundlichen Kraftwerke machen Verluste – die

Energiewende ist ein zu schwieriges und zu wichtiges Unterfangen, als dass man es den Politikern anvertrauen dürfte. Es ist an der Zeit, diesen Unfug zu stoppen, darum zurück auf Feld null und Ingenieure und Ökonomen mit der Aufgabe betrauen.

H. M. Bächler, Hedingen

### Sauberstes Land Europas

Nr. 11 – «501 Jahre nach Marignano»; Kolumne von Peter Bodenmann

Seit Jahren lese ich die Artikel von Peter Bodenmann in der *Weltwoche*. Immer wieder bin ich fasziniert vom enormen Wissen über alle Techniken, politischen Zusammenhänge und aktuellen Probleme jedwelcher Art. Dass Chinesen – sie bauen zurzeit 36 neue Atomkraftwerke – nicht an alten Werken in der Schweiz interessiert sind, ist für mich nachvollziehbar. Das kann man nicht mit Desinteresse der Chinesen erklären, eher damit, dass sie Rechnen in der Schule gelernt haben. Würde unsere «Energiewende» die neuesten technischen Entwicklungen wie die Fusionsenergie oder den Flüssigsalzreaktor, der allein mit dem zurzeit bekannten Atommüll den Strombedarf für siebzig Jahre decken könnte (Leslie Dewan, Boston) und zudem eine Kernschmelze ausschliesst, da technisch bei diesem Reaktor nicht möglich, mitberücksichtigen – wir würden auf «Endlager» verzichten. Der heutige Atomabfall ist zu wertvoll, als dass man ihn im Fels verbuddelt. Wenn man das berücksichtigen würde, könnten wir uns viel Ärger ersparen und positiv in die Zukunft blicken mit unseren Stauseen und ohne Kohleenergie-Dreckschleudern. Wir könnten weiter das im Bereich Energie sauberste Land in Europa bleiben.

Curt Weisser, Brione sopra Minusio

### Angenehmeres Leben

Nr. 10 – «Das Kinn: Schlüssel zur Menschheit»; Urs Gehrig über die Evolution

Der Mensch ist als Primat ein Gruppentier, und zwar eines, das sich arbeitsteilig (spezialisiert)

organisiert hat, seit mehreren zehntausend Jahren. Die Angehörigen der Gruppe arbeiten sich in die Hände und sind aufeinander angewiesen, voneinander abhängig. Es gibt zwar Allrounder, aber auch viele Spezialisten, die selber kaum überleben könnten, für die gesamte Gruppe aber doch einen Vorteil bringen und sich gegenseitig ein angenehmeres Leben ermöglichen (zum Beispiel arbeitet ein Feuerwehrmann kaum als Krankenpfleger, ein Bankier kaum als Jazzmusiker, ein Pilot kaum als Förster).

Diese enge Zusammenarbeit bedingt eine detaillierte Kommunikation. Die lautliche ist oft «zu laut» (beim Jagen zum Beispiel), die gestische oft «zu auffällig» (oder geht nicht, weil man Werkzeuge oder Waffen in der Hand hat), die mimische kann vieles still differenzieren und mit Untertönen ergänzen. Das Kinn dient der Flächenvergrößerung des Gesichts, das heisst der mimischen Möglichkeiten und ihrer Erkennbarkeit (zum Beispiel «Kinn vorschieben», «schiefen Mund machen», «Lippen spitzen»), zudem (aufgrund der Winkel der Muskelansatzpunkte) ermöglicht es eine differenziertere labiale Lautbildung.

Elias Scheidegger, Facharzt FMH für Psychiatrie und Psychotherapie, Zürich

### Korrigenda

Im Artikel «MvH trifft Silvio Denz» (Nr. 11/16) steht zu den Bordeaux-Bodenpreisen fälschlicherweise, eine Hektare habe vor zehn Jahren etwa 30 000 Euro gekostet. Richtig ist: Vor zehn Jahren bezahlte man für eine Hektare etwa 300 000 Euro. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

# Champions League der Übertreibung

Universitäten und Professoren legen sich für «Horizon 2020» ins Zeug. Um die Beteiligung an dem Forschungsprogramm der EU zu sichern, missachtet der Bundesrat sogar die Verfassung. Was steht tatsächlich auf dem Spiel? *Von Florian Schwab*

Kehtwende um 180 Grad: Kurz nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) am 9. Februar 2014 hat der Bundesrat Kroatien mitgeteilt, dass er das Freizügigkeitsabkommen (FZA) nicht wie geplant auf das osteuropäische Neumitglied ausdehnen könne, da er sich damit im Widerspruch zur Verfassung bewegen würde. Noch vor einem Jahr argumentierte der Bundesrat im Parlament, die Unterzeichnung des entsprechenden Protokolls sei «nicht mit den neuen Verfassungsbestimmungen vereinbar».

Dessen ungeachtet hat der Bundesrat am 5. März das Protokoll unterzeichnet. Es soll in Kraft gesetzt werden, wenn «eine FZA-kompatible Lösung vorliegt». Das erstaunt. Immerhin hat sich die Verfassung in dem Punkt nicht geändert. Der Artikel zur Steuerung der Zuwanderung enthält nach wie vor den Satz: «Es dürfen keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden, die gegen diesen Artikel verstossen.» Weshalb also die Umkehr?

Ihren verfassungsrechtlichen Ritt auf der Rasierklinge begründet die Regierung mit dem Zugang der Schweiz zum 8. Forschungsrahmenprogramm der EU (FRP), genannt «Horizon 2020». Die EU hatte nach der Annahme der MEI die Schweiz nur teilweise und befristet als Teilnehmerin zugelassen, unter der Bedingung, dass bis Februar 2017 die Personenfreizügigkeit auf Kroatien ausgedehnt werde. Das ist erstaunlich, weil den FRP viele Länder angehören, die

mit der EU nicht über ein FZA verbunden sind, so beispielsweise Israel, die Türkei, Georgien oder die Ukraine. In streng juristischer Auslegung argumentierte die EU, die Schweiz sei ein Sonderfall, weil die Teilnahme im Forschungsabkommen geregelt sei, das zum Vertragspaket der Bilateralen I gehöre. Der Bundesrat will unbedingt verhindern, dass die Schweiz den Zugang zu «Horizon 2020» verliert. Schweizer Forscher könnten «sich dann nur noch an bestehende Projekte als Drittstaat-Partner ohne Finanzierung durch die EU anschliessen, was auch der Reputation des Forschungsplatzes Schweiz abträglich wäre», so die Regierung.

## Ums Geld geht es nicht

Doch ist der Zugang zu «Horizon 2020» tatsächlich von solch ausserordentlicher Bedeutung, dass er gar einen Verfassungsbruch rechtfertigt? Liest man die Verlautbarungen von Universitäten und Professoren, kann man diesen Eindruck gewinnen. Der ETH-Rat sieht in der vollen Teilnahme eine «Voraussetzung dafür, dass die Schweiz im internationalen Konkurrenzkampf Spitzenforschende gewinnen und halten kann». Nur so könnten Schweizer Forscher «gesamteuropäische Projekte uneingeschränkt koordinieren und von den EU-Fördermitteln vollumfänglich profitieren», so der ETH Rat weiter. Der neue Präsident der ETH Lausanne, Martin Vetterli, eilte am Tag seiner Wahl vor die Mikrofone und betonte, «ein Damoklesschwert» schwebte

über der Schweiz, wenn diese bei «Horizon 2020» nicht mitmachen dürfe. Wer bei ausgeschaltetem Mikrophon mit Exponenten der Wissenschaft spricht, gewinnt ein differenzierteres Bild. Kaum jemand rechnet ernsthaft mit einem sofortigen Exodus von Schweizer Forschern in Richtung EU, falls «Horizon 2020» wegfällt. Allein schon vor dem Hintergrund der grosszügigen Entlohnung in der Schweiz sei ein solches Schreckensszenario wenig plausibel. Solch drastische Wortmeldungen würden allerdings von der Politik ermutigt, weil das Forschungsabkommen mit der EU als unangreifbares Kronjuwel der Bilateralen aufgebaut werden sollte.

Im Wesentlichen ist «Horizon 2020» ein Geldtopf, aus dem die EU ihre gemeinsamen Anstrengungen im Bereich Forschung und Entwicklung finanziert. Über sieben Jahre sollen total rund 80 Milliarden Euro ausgeschüttet werden, die von den beteiligten Staaten stammen. Knapp ein Drittel des Gesamtbudgets, also gut 24 Mrd. Euro, ist für die Exzellenzförderung im engeren Sinne reserviert, wozu insbesondere die renommierten Stipendien des Europäischen Forschungsrates ERC gehören. Dieser funktioniert wie eine Art suprastaatlicher Nationalfonds. Viele der übrigen Gelder werden in wenig bedeutsame Bereiche gesteckt wie beispielsweise den Themenschwerpunkt «gesellschaftlicher Wandel».

Nimmt man die Erfahrungswerte aus dem Vorgängerprogramm FRP 7 (2007–2013) zum

## Top-10-Forschungspartner der Schweiz

Anzahl Fachartikel mit schweizerisch-internationaler Co-Autorschaft\*

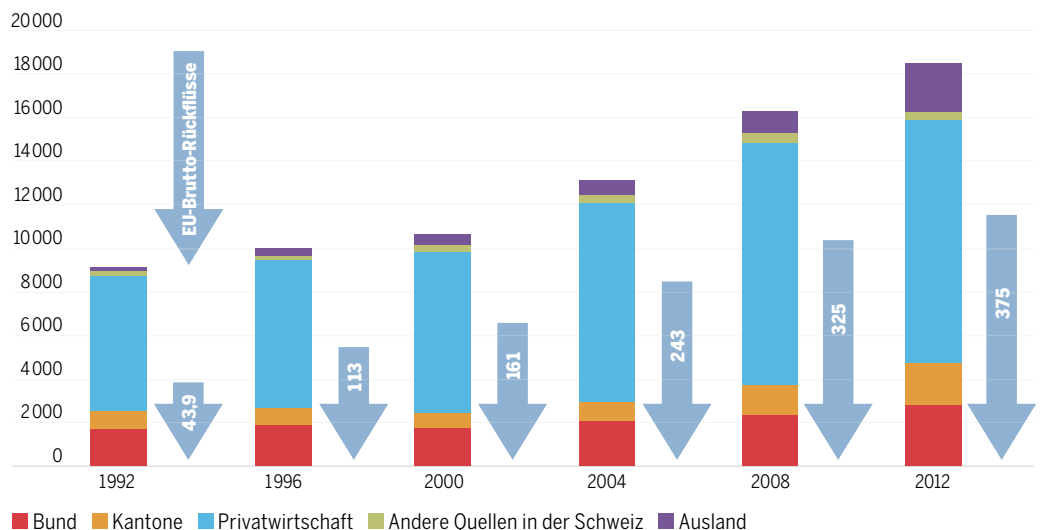
Rang	Land	Anzahl Co-Autorschaften
1	USA	461
2	Deutschland	458
3	Vereinigtes Königreich	331
4	Frankreich	178
5	Niederlande	172
6	Kanada	113
7	Italien	104
8	Australien	94
9	Belgien	84
10	Spanien	76

\* Auf dem sozialwissenschaftlichen Zitationsindex SSCI für das Jahr 2011 basierend

QUELLE: LEYDESORFF, PARK UND WAGNER (2013)

*Gute bilaterale Arrangements.*

## Finanzierungsquellen von Forschung und Entwicklung in der Schweiz



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), STAATSEKRETARIAT FÜR BILDUNG, FORSCHUNG & INNOVATION (SBFI)

*Bescheidene Rückflüsse aus der EU.*



*Eine Art suprastaatlicher Nationalfonds.*

Nennwert, so hat die Schweizerische Eidgenossenschaft rund 2,26 Milliarden Franken einbezahlt. Schweizer Forschungseinrichtungen haben aus dem gemeinsamen Topf 2,48 Milliarden Franken für Forschungsprojekte überwiesen bekommen – macht einen Nettorückfluss aus Schweizer Sicht von 219 Millionen Franken über sieben Jahre verteilt, wie das Departement Schneider-Ammann stolz vorrechnet. Im Verhältnis zu den gesamten Forschungsaufwendungen der Schweiz, die zuletzt jährlich mehr als 19 Milliarden Franken betragen, sind allfällige Nettorückflüsse aus den FRP der EU bescheiden (siehe rechte Grafik, S. 28). Es stellt sich die Frage, ob sich aus dem Anschluss an die EU-Umverteilungsmaschine wesentlich bessere Resultate erzielen liessen als jene, die sich ergäben, wenn die Mittel direkt in Schweizer Institutionen eingesetzt würden. Um das Geld geht es bei «Horizon 2020» also sicher nicht.

Worum geht es dann? Gewisse Bestandteile der EU-Programme wie die ERC-Stipendien, versichern namhafte Forscher, seien mit einem hohen Reputationsgewinn für die beteiligten Wissenschaftler verbunden. In der Spitzenklasse des akademischen Betriebs sei der Zugang daher ein wichtiges Differenzierungs-

merkmal. Verschiedentlich wurde der drohende Ausschluss der Schweiz von «Horizon 2020» mit dem Ausschluss von der Champions League im Fussball verglichen. So viele Champions sind allerdings in «Horizon 2020» nicht versammelt. Zur Spitzenklasse gehören einige deutsche Institutionen und die Top-Unis in Grossbritan-

---

### Es erstaunt, dass sich aus der Forschergemeinde kaum besonnene Stimmen zu Wort melden.

---

nien. Der Grossteil der Beteiligten ist für die Schweiz, bei aller Sympathie für Länder wie die Türkei oder die Ukraine, in wissenschaftlicher Hinsicht nicht sehr bedeutungsvoll.

Die EU selber gibt einen sogenannten Innovationsindex heraus, einen Messwert für die Qualität der Forschung und Entwicklung in einem Land. Auf einer Skala zwischen 0 (schlecht) und 1 (hervorragend) liegt die Schweiz mit 0,81 ganz vorne. Als «Innovationsführer» (Länder mit einem Indexwert über 0,65) zählt die EU lediglich noch Schweden, Dänemark, Finnland und Deutschland. Im Durchschnitt erreichen die EU-Staaten bloss 0,61 Punkte und liegen

damit hinter den USA, Japan und Südkorea. Nimmt man den EU-Index zum Nennwert, dann ist für die Schweiz die Fixierung auf die EU nicht zielführend – im Gegenteil, die EU könnte von der Schweizer Exzellenz ungleich mehr profitieren.

### Offene Debatte in England

Sieht man sich die tatsächliche Verflechtung der Wissenschaft an, so relativiert sich die Bedeutung der EU zusätzlich. Ein Mass für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit sind Artikel in renommierten Fachzeitschriften, die von Autoren aus unterschiedlichen Ländern gemeinsam verfasst werden. Im Jahr 2013 haben Forscher um den niederländischen Experten für Wissenschaftskommunikation, Loet Leydesdorff, Zehntausende Artikel mit internationaler Co-Autorschaft aus dem Bereich der Geisteswissenschaften ausgewertet. Sieht man die Ergebnisse hinsichtlich der Schweiz an, so schreiben hiesige Wissenschaftler am häufigsten gemeinsam mit Kollegen aus den USA (461, siehe Grafik links, S. 28), aus Deutschland (458) und Grossbritannien (331). Gute bilaterale Arrangements mit einzelnen Ländern, oder genauer: mit den besten Universitäten der Welt, könnten die befürchtete Isolierung der Top-Wissenschaftler in der Schweiz bereits teilweise entschärfen. So machen es ja auch technologieintensive Unternehmen: Sie suchen sich gezielt jene Partnerschaften in der Spitzenforschung, von denen beide Seiten profitieren.

Das alles zeigt: So überlebenswichtig wie behauptet kann «Horizon 2020» für die Schweiz kaum sein. Für die Forscher ist das Programm allerdings bequem, da es sich um eine externe Finanzierungsquelle handelt, welche die bereits erfolgreichen Forscher belohnt und ihnen Mittel und Wege eröffnet, abseits der Hierarchien und demokratisch kontrollierten Forschungsbudgets Drittmittel einzutreiben. Mit dem als überaus formalistisch und autoritätsorientiert beschriebenen Selektionsverfahren der EU arrangiert man sich offenbar gerne.

Es erstaunt, dass sich aus der Forschergemeinde kaum besonnene Stimmen zu Wort melden. Eine grosse Ausnahme war der letztes Jahr verstorbene Biochemiker und Wissenschaftsphilosoph Gottfried Schatz (1936–2015). Dieser kritisierte beispielsweise das «Human Brain Project», ein sogenanntes «Flaggschiff» der EU-Forschungsrahmenprogramme, das an der ETH Lausanne koordiniert wird: «Dieser Gigantismus übersieht, dass grundlegende Entdeckungen meist nicht organisierten Gruppen, sondern einzelnen Querdenkern zu verdanken sind.»

Im Gegensatz zur Schweiz gibt es im Vereinigten Königreich anlässlich der Brexit-Diskussion eine offene Debatte zwischen Wissenschaftlern aus beiden Lagern. Die EU-skeptische Seite nehmen die «Scientists for Britain» ein. Eine Gruppe «Wissenschaftler für die Schweiz» ist dagegen noch nicht erfunden. ○



Wer bleibt? Asylbewerber in der Militärunterkunft Nottwil.

## Asylverfahren verkommen zur Farce

Wer kein Bleiberecht bekommt, müsste die Schweiz eigentlich verlassen. Doch kaum ein abgewiesener Illegaler kehrt in seine Heimat zurück. Viele tauchen unter und entziehen sich so der Ausschaffung. Wer sind sie, wo gehen sie hin? *Von Alex Reichmuth*

In der Gemeinde Steinerberg SZ ist eine vierköpfige syrische Familie vor kurzem plötzlich verschwunden. Die Asylbewerber waren in einer Wohnung im alten Schulhaus untergebracht und die Kinder zur Schule gegangen, wie der *Bote der Urschweiz* berichtete. Vor ihrem Abtauchen hatte die Familie erfahren, dass ihr Asylgesuch abgelehnt wird. Man habe ihre Wohnung «sehr aufgeräumt, allerdings leer» vorgefunden, sagte Gemeindepräsident Felix Reichlin. Er wisse nicht, wohin die Syrer gegangen seien.

### Angst vor Verlierer-Image

Das Verschwinden von Asylanten ist kein Einzelfall. Der Bund registrierte letztes Jahr 5347 sogenannte unkontrollierte Abreisen. Über 5000 Personen, die als Asylbewerber ins Land gekommen waren, sind 2015 also abgetaucht. Ob sie die Schweiz verlassen haben, wie der Begriff Abreise suggeriert, weiss aber niemand.

Asylanten verschwinden meist dann, wenn sie einen negativen Asylentscheid erhalten haben oder ein solcher in Aussicht steht. Sie wollen sich in der Regel einer Überstellung in ihr Heimatland oder einen Drittstaat entziehen. Laut Migrationsfachleuten gibt es weitere Gründe, um zu verschwinden: Einige Migranten wissen von Anfang an, dass ihr Gesuch chancenlos ist. Sie wollen aber einige Zeit in der Schweiz bleiben und sehen den Asylprozess als Zwischenlösung. Zu gegebener Zeit reisen sie weiter oder tauchen in die Illegalität ab. Andere verabschieden sich aus dem Asylprozess, weil sie sich in einem anderen Land bessere Bedingungen ausrechnen. «Im letzten Herbst etwa, als Deutschland begonnen hatte, Flüchtlinge grosszügig aufzunehmen, verschwanden bei uns plötzlich viele Syrer», sagt ein Mitarbeiter einer kantonalen Behörde.

Es gibt klare Hinweise dafür, dass ein beachtlicher Teil der abgetauchten Asylanten hier bleibt, ohne Aufenthaltsrecht. In der Schweiz leben gemäss Schätzungen mehrere hunderttausend Papierlose. Viele von ihnen dürften frühere Asylbewerber sein. Die Sendung «10 vor 10» hat vor kurzem einige aufgespürt. «Ich konnte nicht zurück nach Algerien», sagte einer dieser Sans-Papiers. «Das hätte bedeutet, aufzugeben, ein Verlierer zu sein.» Im besseren Fall schlagen sich solche ehemaligen Asylbewerber mit Schwarzarbeit durch, im schlimmeren Fall mit kriminellen Taten wie Drogenhandel oder Einbrüchen.

Die 5347 im letzten Jahr abgetauchten Personen machten 28 Prozent aller sogenannten Abgänge im Asylwesen aus. Diese Quote bewegte sich bereits in den vorangegangenen Jahren um 30 Prozent herum. Fast jede dritte Person, die aus dem Asylprozess ausscheidet,

verschwindet also ganz einfach. Einige Herkunftsregionen fallen mit besonders vielen unkontrollierten Abgängen auf. So tauchten letztes Jahr 40 Prozent aller afrikanischen Asylbewerber ab. Verschwundene aus den Maghrebstaaten Algerien, Marokko und Tunesien machten sogar fast die Hälfte aller Abgänge aus diesen Ländern aus. Die Gründe liegen auf der Hand: Algerier, Marokkaner und Tunesier haben selten Anrecht auf Asyl. Wer trotzdem ein Asylgesuch stellt, weiss das in der Regel – und entzieht sich rechtzeitig den Folgen der absehbaren Ablehnung.

Bei anderen wichtigen Herkunftsländern ist die Quote hingegen unterdurchschnittlich: Bei den Irakern beträgt sie 21 Prozent, bei Iranern und Sri-Lankern 19 Prozent. Überaus hoch ist der Anteil der Abgetauchten jedoch bei den Syrern (49 Prozent). Vermutlich liegt das daran, dass viele als Syrer registrierte Asylanten in Wahrheit keine Syrer sind. Doch weil wegen des syrischen Bürgerkrieges die Chance auf Asyl hoch ist, geben sich viele Angehörige anderer Staaten als Syrer aus. Wird ihre falsche Identität im Asylprozess bekannt, tauchen sie mit Vorliebe ab.

### Theoretische Regeln

Flüchtlingsorganisationen und linke Politiker sehen die hohe Zahl an Abgetauchten als Folge einer überstrengen Flüchtlingspolitik. Für sie sind diese Menschen Opfer des Systems. Von einer überstrengen Anerkennungspraxis kann aber keine Rede sein. Letztes Jahr hat der Bund etwas über 28 000 Asylgesuche erstinstanzlich erledigt. In rund 25 Prozent der Fälle (6377) wurden die Gesuchsteller als Flüchtlinge anerkannt. In 7787 weiteren Fällen lehnten die Behörden das Asylgesuch zwar ab, erteilten den Abgewiesenen aber eine vorläufige Aufnahme – weil eine Rückkehr unzumutbar oder unmöglich erschien, etwa wegen Krieg oder Menschenrechtsverletzungen im Heimatland. Vorläufig Aufgenommene müssten die Schweiz wieder verlassen, sobald die Rückreise wieder möglich ist. Doch das gilt nur theoretisch. Wie die Erfahrung zeigt, erhalten über 80 Prozent der vorläufig Aufgenommenen früher oder später ein definitives Bleiberecht – meist mit der Begründung, sie hätten sich gut integriert und eine Rückkehr sei nicht mehr nötig.

Insgesamt betrug damit der Anteil der Asylgesuche, die zu einer Flüchtlingsanerkennung oder einer vorläufigen Aufnahme führten, letztes Jahr über 53 Prozent. Die Mehrheit der Menschen, die als Asylbewerber in die Schweiz kamen, erhielt also ein Bleiberecht.

Bei den restlichen 47 Prozent handelt es sich um Asylbewerber, die die Schweiz eigentlich wieder verlassen müssten. Zum einen sind es Personen, die bereits in einem anderen europäischen Staat ein Asylgesuch gestellt haben und gemäss den Regeln des Dublin-Abkommens dorthin zurückgeführt werden

müssen. Aber diese Überstellungen funktionieren schlecht. Rückführungen nach Griechenland sind generell nicht möglich, da die dortigen Zustände in Flüchtlingslagern als unzumutbar gelten. Aus den gleichen Gründen hat der Bund beschlossen, auch von Überführungen nach Ungarn abzusehen. Tatsächlich in einen Dublin-Staat zurückgeführt werden konnten letztes Jahr nur 2461 Asylanten. Verglichen mit der Zahl der Anfragen der Schweiz an andere Dublin-Staaten zur Rückübernahme von Asylanten, sind das magere 14 Prozent. Die grosse Mehrheit der «Dublin-Fälle» konnte nicht rückgeführt werden, weil die angefragten Staaten eine Überstellung ablehnten oder weil die Betroffenen vorher abtauchten.

### Oft ist eine Rückschaffung schwer oder gar nicht möglich.

Zum anderen handelt es sich bei den Personen, die die Schweiz verlassen müssten, um Migranten mit abgelehntem Asylgesuch, deren Rückkehr ins Heimatland eigentlich nichts entgegensteht. Doch auch von ihnen verlässt nur ein kleiner Teil die Schweiz. Denn oft ist eine Rückschaffung schwer oder gar nicht möglich. Die entsprechenden Personen haben zum Beispiel angeblich keine Papiere, weshalb ihr Heimatstaat sie nicht zurücknimmt. Oder sie wehren sich gegen eine Ausschaffung, notfalls mit Händen und Füssen.

### Intransparenz beim Bund

Doch selbst die Zahl von 3913 erfolgreichen Rückführungen in die Heimatstaaten, die der Bund in seiner Asylstatistik 2015 ausweist, ist irreführend. Zuständig für Rückführungen von Asylanten sind die Kantone. Doch diese haben gemäss Statistik insgesamt nur knapp tausend abgewiesene Asylbewerber ausgeschafft. Beim grossen Rest (2955 Fälle) handelt es sich – wie der Bund auf Anfrage bestätigt – gar nicht um Asylbewerber, sondern um sonstige Ausländer, die wegen fehlenden Aufenthaltsrechts rückgeführt wurden. Der Bund vermischt in der Kategorie «Abgänge und Vollzugsmeldungen» nämlich Asylbewerber und sonstige Ausländer. De facto konnten also nicht einmal tausend abgewiesene Asylanten in ihr Heimatland zurückgeführt werden.

Von den 19150 Abgängen, die der Bund in der Asylstatistik führt, dürfte somit nur eine Minderheit die Schweiz wirklich verlassen haben. Aufschlussreich können kantonale Statistiken sein. So vermeldete Graubünden für letztes Jahr 287 «ausgereiste Personen». 238 von ihnen waren aber gar nicht ausgereist, sondern untergetaucht. Das Abtauchen wird Asylbewerbern in der Schweiz sogar noch er-

leichtert, weil diese Nothilfe beantragen können. 2014 bezahlte der Bund über 10 000 Asylanten ohne Bleiberecht Nothilfe aus, für durchschnittlich 129 Tage. Zugute kam dieses Geld überdurchschnittlich oft Algeriern, Tunesiern und Nigerianern.

### Einfach ein neues Gesuch

Laut Kennern des Asylwesens bedeutet aber auch eine freiwillig oder zwangsmässig erfolgte Ausreise noch lange nicht, dass die Schweiz die Betroffenen los wäre. Viele von ihnen kehren nach einiger Zeit zurück und stellen ein neues Asylgesuch, oft mit etwas anderer Begründung. Der aufwendige Asylprozess geht dann von vorne los. Auch wer als Sans-Papier aufgegriffen wird, hat in der Regel wenig zu befürchten. Solche Personen reichen häufig ebenfalls ein neues Asylgesuch ein, um in der Schweiz bleiben zu können.

Der Zweck des Asylverfahrens wäre eigentlich, festzustellen, wer als Verfolgter bleiben darf und wer wieder gehen muss. Wenn aber die Mehrheit der abgewiesenen Asylbewerber in der Schweiz oder in einem anderen europäischen Staat bleibt, verkommt das Asylverfahren zur Farce. Es geht dann de facto nur noch darum, zu entscheiden, unter welchen Bedingungen die Gesuchsteller bleiben können: mit definitivem Bleiberecht, mit provisorischem Bleiberecht – oder notfalls als Sans-Papier. ○

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

WK-PT-VVV-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:  
VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Angriffen schutzlos ausgeliefert

Die Schweizer Armee hat seit Jahren keine Rüstungsgüter mit Feuerkraft mehr beschafft. Jetzt wollte sie ein neues Lenkwaffensystem kaufen. Weil ein Beschaffungsdebakel drohte, wird das Projekt gestoppt. *Von Philipp Gut*

Die überraschende Meldung kam am Dienstagabend. Das Verteidigungsdepartement (VBS) unter seinem neuen Chef Guy Parmelin (SVP) sistiert eines seiner wichtigsten Projekte: die bodengestützte Luftverteidigung Bodluf. Es ist – neben sich abzeichnenden personellen Veränderungen – ein erstes Ausrufezeichen des neuen VBS-Vorstehers.

Worum geht es bei diesem Beschaffungsgeschäft? Und welches sind die Hintergründe des erstaunlichen Entscheids?

Man muss etwas ausholen: In den letzten zwei Jahrzehnten hat die Kampfkraft der Schweizer Armee massiv nachgelassen. In den Rüstungsprogrammen befand sich allerlei, aber kaum «etwas, das schießen kann», wie sich ein Armeekenner ausdrückt.

Es ist deshalb zu begrüßen, dass das VBS nach dem Debakel um die Gripen-Kampfflugzeuge, deren Kauf an der Urne scheiterte, den Investitionsstau bei der Luftwaffe etwas lockern will. Hinter den Kulissen wurde mit Hochdruck an der Beschaffung der neuen bodengestützten Luftverteidigung gearbeitet. Der Zeitplan war ehrgeizig: Sie sollte bereits ins Rüstungsprogramm 2017 aufgenommen werden. Die Evaluation hätte deshalb schon bis Herbst dieses Jahres abgeschlossen sein müssen.

## Erdkampf längst aufgegeben

Doch schaute man genauer hin, kamen Zweifel auf – sowohl an den konkreten Beschaffungsplänen wie auch am Willen und an den Mitteln des Bundes, die Luftwaffe wieder zu stärken. Diese Zweifel erreichten nun offensichtlich auch die VBS-Spitze – im letzten Moment drückte sie die Stoptaste. Zur Begründung fügt das Verteidigungsdepartement an, es müsse zuerst «eine vollständige Übersicht der gesamten Luftverteidigung» vorliegen.

Tatsächlich fehlte eine solche Gesamtschau bisher, die Strategie war unklar bis widersprüchlich. In den offiziellen Papieren wird die existenzielle Bedeutung dieser Teilstreitkraft zwar erkannt: «Luftverteidigung ist bei der Abwehr eines bewaffneten Angriffes die zentrale Aufgabe der Luftwaffe», heisst es im neuen Sicherheitspolitischen Bericht. Und weiter: «Ohne Schutz des Luftraums können militärische Aktionen am Boden und in der Luft höchstens in Ausnahmefällen erfolgreich durchgeführt werden.» Im Klartext: Ohne schlagkräftige Luftwaffe stehen auch die Bodentruppen auf verlorenem Posten.

Hellhörig macht indes die folgende Aussage im Sicherheitspolitischen Bericht: «Es ist vorgesehen, dass die Luftwaffe die Fähigkeit zur Aufklärung und zur Unterstützung der Bodentruppen mit Kampfflugzeugen wieder aufbaut.» Das heisst: Derzeit ist die Schweizer Luftwaffe weder fähig, Aufklärungsmissionen vorzunehmen, noch imstande Bodentruppen

## Bisher fehlte eine Gesamtschau, die Strategie war unklar bis widersprüchlich.

zu unterstützen. Den Erdkampf hat man längst fahrlässig aufgegeben. Soldaten und Bevölkerung wären einem Angriff schutzlos ausgeliefert, das Land könnte nicht mehr verteidigt werden.

Diese fundamentalen Lücken werden in den offiziellen Dokumenten zwar beschrieben. Ins Bewusstsein der Öffentlichkeit sind sie aber kaum gedrungen. Eine politische Debatte darüber fand bisher nicht einmal in Ansätzen statt. Selbst bürgerliche Politiker haben sich von Armeefragen verabschiedet. Mit seinem Entscheid vom Dienstag könnte Guy Parmelin dem Thema neuen Schub verleihen.

Es kamen sogar Zweifel auf, ob es der Armeespitze wirklich ernst ist mit dem angekündig-

ten Wiederaufbau der Luftwaffe. Insider berichten von anhaltender Verunsicherung und Kakophonie bis ganz oben in der Hierarchie. So habe der bisherige Armeechef André Blattmann in einem Führungsseminar gesagt, der Nachrichtendienst solle künftig keine Verteidigungsszenarien mehr denken und präsentieren. Die Schweiz müsse sich auf asymmetrische Bedrohungen wie Flüchtlingsströme, bewaffnete Banden oder Terroristen einstellen. Schwere Mittel seien nicht mehr relevant. Die Luftverteidigung sei untauglich und obsolet.

Untauglich ist sie – aber dass sie auch obsolet sei, ist eine mehr als gewagte Aussage, die dem erwähnten Sicherheitspolitischen Bericht diametral widerspricht.

Der neue Verteidigungsminister Guy Parmelin stellte im Februar am Rande der Münchner Sicherheitskonferenz denn auch die Grundsatzfrage: Die Schweiz, so der SVP-Bundesrat, müsse sich entscheiden, ob sie Flugzeuge nur für die Luftpolizei oder auch zur Fliegerabwehr wolle. Im Licht der jüngsten Entwicklungen liest sich das wie eine Ankündigung des jetzt vollzogenen Kurswechsels. Denn bevor neue Lenkwaffen gekauft würden, so heisst es in der Medienmitteilung vom Dienstag, müsse auch geklärt werden, ob neue Flugzeuge beschafft würden. Im Februar hatte das VBS eine Exper-



Man wollte etwas beschaffen, das noch gar nicht existierte: Prototyp des Lenkwaffensystem CAMM-ER.





Grosse Chance: VBS-Chef Parmelin.

tengruppe beauftragt, einen Grundlagenbericht darüber zu erstellen.

Dass Parmelin jetzt eine «Gesamtübersicht der Luftverteidigung» fordert, ist nach Ansicht von Spezialisten vernünftig. Dazu gehören drei Dinge: ein Führungssystem, bewegliche Mittel (Flugzeuge) sowie statische Mittel (Lenkwaffen und Fliegerabwehrkanonen). In der Schweizer Luftwaffe hapert es an allen drei Komponenten. Am besten funktioniert noch das Führungssystem: Das sogenannte Florako zur Luftraumüberwachung und Kommunikation ist seit 2004 ohne Probleme rund um die Uhr im Einsatz. Es würde laut Fachleuten jetzt aber ein altersbedingtes Upgrade brauchen. Kosten: rund eine halbe Milliarde Franken.

Dramatisch ist die Lücke bei den Flugzeugen. Noch 1980 verfügte die Schweizer Armee über 480 Exemplare, 300 davon entsprachen dem Stand der Technik. Heute sind es noch 31 F/A-18, dazu werden 26 der insgesamt 54 älteren Tiger betrieben. Diese haben aber technische Probleme und müssten aufgerüstet werden. In Fachkreisen ist klar: Das reicht nirgends hin. Die Luftwaffe kann nicht einmal mehr die elementarsten Aufgaben wahrnehmen. Der ehemalige

Luftwaffenchef Markus Gygax sagte einmal, es brauche nicht nur Qualität, sondern auch Quantität bei den Flugzeugen. Auch beim Bund weiss man es: Für den Luftpolizeidienst wären mindestens 50, für den Konfliktfall sogar mindestens 70 Kampfflugzeuge nötig. Daraus ergebe sich ein Finanzbedarf von 6 bis 10 Milliarden Franken, rechnen Insider vor.

Schliesslich die Lenkwaffen. Ende der 1990er Jahre wurde die Bodenluftlenkwaffe BL-64 («Bloodhound») ausgemustert – ein Ersatz wurde nicht beschafft. Die Folge: Die Schweiz

---

### Nach der Gripen-Niederlage kann die Lehre nur heissen: offen und offensiv kommunizieren.

---

ist aus der Luft mit Leichtigkeit verwundbar. Daher sollte Bodluf kommen. Der ehemalige Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) fädelt das Geschäft noch ein, bevor er ins Finanzdepartement wechselte. Geld dafür – man rechnet für Lenkwaffen mittlerer und kurzer Reichweite mit rund 3 Milliarden Franken – ist nach dem Gripen-Nein vorhanden. Doch so

nötig diese Lenkwaffen sind – es bahnte sich das nächste Beschaffungsdebakel an (das jüngste war das Führungsinformationssystem [FIS] Heer, das bis heute nicht funktioniert).

**Bei Armasuisse fehlen Know-how und Ressourcen** — Die sistierte Evaluation betrifft Bodluf 2020 MR – das heisst ein boden-gestütztes Fliegerabwehr-Lenk-waffen-system mittlerer Reichweite. Da aber Armasuisse, der Rüstungsbeschaffungsbehörde des Bundes, nach Jahren der Ausblutung und der Nichtbeschaffung von Feuerwaffen Personal und Wissen fehlen, zog man eine private Generalunternehmung für die Auswertung bei.

**Drohender Interessenkonflikt** — Die Wahl fiel auf den Schweizer Ableger der französischen Thales. Diese aber ist selbst ein Anbieter – eine Konstellation, die den Verdacht von Interessenkonflikten provozierte.

**Mangelnde Reichweite und Abdeckung** — Der Bund forderte ursprünglich eine Reichweite von 40 bis 50 Kilometern. Doch keine der beiden Lenkwaffen, die in der Endauswahl standen – CAMM-ER und IRIS-T –, erreichten diese Vorgaben. Zudem, so heisst es in Fachkreisen, wäre die Abdeckung viel zu gering gewesen. Während die längst verschrotteten «Bloodhounds» noch das ganze Land abdeckten, hätte mit den neuen Lenkwaffen im Rüstungsprogramm 2017 nur ein Bruchteil dieser Fläche verteidigt werden können. Man ging von einer grösseren Stadt und einem Flughafen aus. Mehr wäre da nicht gewesen.

**Technische Unwägbarkeiten** — Am 19. Januar 2016 hatten sich die Verantwortlichen für eine Art Kompromiss entschieden: Sie redeten von der Variante «Zwilling», sprich: Sie wollten zwei verschiedene Systeme von zwei verschiedenen Anbietern, und dies in Etappen. Die technische Integration der Systeme wäre dadurch komplizierter geworden, so Spezialisten. Überdies hätten weitere Risiken bestanden: Kenner kritisierten die Abkehr von der ursprünglichen Idee, ein bereits eingeführtes, bewährtes System «ab Stange» zu kaufen. Man wollte etwas beschaffen, das noch gar nicht existierte – auch dies hätte zu unkalkulierbaren Schwierigkeiten führen können, insbesondere bei der Integration ins Überwachungssystem Florako.

Fazit: Neben den offiziellen Gründen («Gesamtübersicht») ging es Parmelin auch darum, ein neues Beschaffungsdebakel zu verhindern. Nach der Gripen-Niederlage kann die Lehre nur heissen: offen und offensiv kommunizieren. Parmelin bietet sich eine grosse Chance: Er kann klarmachen, was es wirklich an Waffen und Mitteln braucht, um das von der Regierung selbst verkündete Ziel zu erreichen, wieder eine fähige Luftwaffe aufzubauen. ○



Ein richtiger Aufreger fehlte: der Nationalrat am letzten Tag der Frühjahrsession, 18. März.

## Rechts klatschte, links buhte

Die vergangene Session zeigte Anzeichen einer bürgerlichen Wende. Am meisten zu reden (und zu lachen) gaben aber ein Kommunikationsflop des Bundespräsidenten und der Schutz von Schwänen, Bibern, Bisons, Wölfen und Wildtierbiologinnen. *Grosser Sessions-Check von Markus Schär und Peter Keller*

Die Frühjahrsession ist durch. Ein richtiger Aufreger war nicht darunter. Immerhin zeigten die drei bürgerlichen Parteien, wie durchsetzungsstark sie sein können, wenn sie zusammenspannen. Der Nationalrat zimmerte eine Reform der Unternehmenssteuer, die den Standort Schweiz auf Jahre hinaus sichert. Die Linke rannte vergeblich dagegen an, auch gegen Magdalena Martullo (SVP), die mit dem Geschäft ihr Gesellenstück lieferte. Die ebenfalls frisch gewählte SP-Nationalrätin Mattea Meyer wollte der Bündner Unternehmerin denn auch persönliche Vorteilsnahme vorwerfen. Worauf Martullo freimütig im Plenum vorrechnete, die Unternehmenssteuerreform würde ihr im besten Fall eine gleich hohe, jedenfalls keine tiefere Belastung bringen. Sie habe übrigens letztes Jahr persönlich sechzehn Millionen Franken Steuern bezahlt, klärte Martullo die junge Kollegin auf: «Ich weiss nicht, wie viel Sie bezahlt haben...» Heiterkeit auf der rechten Seite des Parlaments.

**Die stärksten Emotionen** — Als niemand mehr an ihn glaubte, stand Bundespräsident Johann Schneider-Ammann auf – als Stand-up-Comedian. Nach zehn Tagen Hohn wegen seiner traurigen Rede über «le rire» zum Tag der Kranken sprach er in der aktuellen Debatte zur Wirtschaftslage; da fiel das Mikrofon aus. «Le microphone est malade», witzelte ein Zwischenrufer. Der Bundespräsident lachte ohne Regieanweisung und zeigte Schlagfertigkeit: «Ça me donne la chance de rire, et ça au moment juste.» Er erntete Applaus – und er sprach danach leider noch zwanzig Minuten länger.

An Körperverletzung grenzte auch das emotionslose Votum der künftigen FDP-Präsidentin Petra Gössi. Dafür führte ihr Fraktionskollege Christian Lüscher vor, wie Einheizen geht: «Die SP ist der Serienkiller von Schweizer Arbeitsplätzen.» Die rechte Saalhälfte klatschte, die linke buhte. Und Präsidentin Christa Markwalder (FDP) mahnte: «Ich darf

Sie daran erinnern, dass SRF die Debatte live überträgt.» Genau darum ging es.

**Die nahrhafteste Debatte** — Die wichtigste Regel für Politiker heisst: «Es ist alles gesagt – aber noch nicht von allen.» Im durchreglementierten Betrieb des Nationalrates gibt es allerdings nur wenige Gelegenheiten, diese Regel auszuleben. Dazu zählt die Beratung von Volksinitiativen – fast folgenlos, weil das Parlament den Stimmbürgern nur eine Empfehlung gibt. Die Debatte zur Initiative für Ernährungssicherheit zog sich denn auch über sieben Stunden hin. Zwanzig Redner lehnten das Begehren des Bauernverbandes ab, vier aus der Fraktion der Grünen stellten kritische Fragen, 35 warben für Solidarität mit den Bauern, teils von diesen Bauern massiv unter Druck gesetzt, wie Neulinge klagten. «Wir haben nach Ideen gedürstet», spottete Kommissionsprecher Beat Jans (SP) am Schluss. «Die wurden partout hier nicht

genannt, nicht ein einziger konkreter Vorschlag.» Dann sprach sich der Nationalrat mit 91 gegen 83 Stimmen bei 19 Enthaltungen (vorwiegend von den Grünen, die noch taktieren) für die Initiative aus, von der niemand sagen kann, was sie in der Bundesverfassung brächte.

Immerhin traf der Nationalrat am Tag darauf eine konkrete Massnahme zugunsten der Bauern. Toni Brunner (SVP) brachte seine Motion durch, den Armeeangehörigen sei «zur Anhebung der Moral der Truppe» jeden Morgen Frischmilch statt Milchpulver auszugeben. Auch hier ändert sich kaum etwas; Verteidigungsminister Guy Parmelin klärte seinen Parteipräsidenten auf, das Pulver komme nur noch bei Übungen im Feld zum Einsatz. Der Rat stimmte der Motion dennoch gutgelaunt mit 112 Ja gegen 68 Nein zu.

**Die teuerste Abstimmung** — «Wenn ich eine persönliche Rangordnung der Lobbyisten erstelle, so nehmen wir Parlamentarier den ersten Rang ein», sagte der Thurgauer Roland Eberle (SVP), als sich der Ständerat wieder einmal daranmachte, das Treiben der Lobbyisten im Bundeshaus zu zügeln. Was er meinte, zeigte sich – neben den Vorlagen für die Bauern – nirgends so klar wie beim Entscheid, für 558 Millionen Franken die Duro-Lastwagen der Armee überholen zu lassen: also für 250 000 Franken pro Fahrzeug, weit mehr, als die Neuanschaffung einst kostete. Die Thurgauerin Brigitte Häberli-Koller (CVP) setzte eine Liste in Umlauf, die mit Millionenzahlen aufzeigte, dass 150 Firmen in zwanzig Kantonen von diesem Auftrag profitieren würden: Sie muss es wissen, denn sie ist Präsidentin der Personalvorsorgestiftung der Kreuzlinger Mowag, von der die Duros kommen. Danach traute sich kein bürgerlicher Ständerat mehr, das überteuerte Geschäft abzulehnen; auch Roland Eberle stimmte wie alle SVP-Kollegen zu.

**Der peinlichste Flop** — Die User mit ihren «immer höher werdenden Ansprüchen» sind schuld: Zwar zeigte sich niemand unzufrieden mit der bisherigen Website des Parlaments, aber die Parlamentsdienste sahen dennoch die dringende Notwendigkeit, eine völlig neue, «nutzerfreundliche» entwickeln zu lassen. Was so in zweieinhalb Jahren für offiziell 2,7 Millionen Franken (und inoffiziell einiges mehr) heranwucherte, liessen sie kurz vor der Session auf die User los. Und diese stellten mit wenigen Klicks fest: Die Website war nicht zu gebrauchen. Die Zehntausende an Links von Google, Wikipedia oder Parlamentarier-Websites führten neu ins Leere. Die Seiten luden quälend langsam oder – wie beim wichtigen *Amtlichen Bulletin* – oft gar nicht. Und die Apps auf den mobilen Geräten, für die der Web-Auftritt angeblich konzipiert ist, liefen nicht mehr. Die Verantwortlichen der Parlamentsdienste und der Firmen – sie seien hier na-

mentlich gewürdigt: Itsystems, Namics, DTI – tauchten ab. Und die Parlamentarier ärgern sich still vor sich hin: In der Fragestunde wies niemand auf den Megaflop hin, das Parlamentsbüro schiebt das Problem vor sich her. Die User haben inzwischen nur noch einen Anspruch: eine Website, die sich wie vorher ohne alltäglichen Ärger nutzen lässt – sie muss gar nicht «nutzerfreundlich» sein.

**Die tierischsten Geschäfte** — «Bisonzucht. Wann endet die Diskriminierung?» Das politisch korrekte Geschwafel hat die Agrarpolitik erreicht. Dank einer Mehrheit von 104 zu 75 Stimmen bei 11 Enthaltungen sollen künftig Bisons vom Bund ebenso subventioniert werden wie andere Rindviecher. Eingereicht hatte den Vorstoss Céline Amaudruz (SVP) aus Genf – einem Kanton, der nicht gerade für seine Landwirtschaft, geschweige denn für Bisonherden bekannt ist.

---

### Claudia Friedl (SP) brachte es fertig, eine feministische Brücke vom Wolf zur Genderpolitik zu schlagen.

---

Überhaupt vermag kaum ein Thema die Emotionen so zu schüren wie Tiere. Ob Luchs, Biber oder Wolf – die Rückeroberung des öffentlichen Raums durch Wildtiere sorgt für fuchsteufelswild geführte Debatten. Nun hat es auch der stolze Schwan auf die Agenda geschafft. Eine Motion des Nidwaldner alt Ständerates Paul Niederberger (CVP) verlangte eine vereinfachte «Regulierung» von Höckerchwänen, die längst keine bedrohte Art mehr sind. Im Vorfeld der Session flatterten Dutzen-

de Mails und Schreiben der Tierschutzlobbys in die Briefkästen der Parlamentarier, die Motion brachte es sogar am Vorabend in die «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens. Der Nationalrat stimmte gleichwohl einer Lockerung des Schwanenschutzes zu, während der Ständerat dasselbe beim Wolf ablehnte.

Offenbar gehört auch der Schutz der Frauen, bekannt als Gleichstellung, in diesen Themenbereich. Nationalrätin Claudia Friedl (SP) brachte es fertig, eine feministische Brücke vom Wolf zur Genderpolitik zu schlagen. Sie störte sich daran, dass in der jüngsten Nummer des Magazins «Umwelt» des Bundesamtes für Umwelt zehn Wildtierbiologen porträtiert worden sind, ohne dass dabei eine Frau berücksichtigt wurde. Besorgt fragte die St. Galler Umweltwissenschaftlerin beim Bundesrat nach, ob sich diese Kommunikation mit dem «Diskriminierungsverbot im Gleichstellungsgesetz» vertragen. Man könnte das Problem auch einfacher lösen: indem man das Magazin und damit eine der vielen teuren, öffentlich finanzierten Hochglanzbroschüren ersatzlos streicht.

**Die folgenreichste Abstimmung** — Bei der Beratung der Energiestrategie 2050 entschied sich der Nationalrat knapp dafür, gegen SVP und FDP, nur mit den Stimmen einiger Freisinniger, die gerne das Geld der Steuerzahler verteilen, auch die Grosswasserkraftwerke mit jährlich 110 Millionen Franken zu stützen. Das heisst, wenn das Parlament das Jahrhundertprojekt im Sommer verabschiedet: Die Schweiz fördert mit Anschubsubventionen nicht nur die «neuen» erneuerbaren Energien, sondern auch die alten, auf denen der Aufschwung der Schweizer Wirtschaft im 20. Jahrhundert beruht. ○



**Einheizen:** Lüscher (FDP).



**Wie viel Steuern?** Meyer (SP).



**Achtung, live:** Präsidentin Markwalder (FDP).



**«Erster Rang»:** Eberle (SVP), Müller (FDP).

# Willkommen in Zaffaraya

Der brutale Angriff auf Polizisten vor der Reithalle in Bern hat wieder einmal eine Debatte entfacht. Aber der Gemeinderat hat vor den gewaltbereiten Linksextremisten und Autonomen längst kapituliert.

Von Hubert Mooser

Als Nationalrat Erich Hess (SVP) 1981 auf die Welt kam, probte in der Stadt Bern «die Bewegung der Unzufriedenen» den Aufstand. Es war die Zeit der Jugendunruhen, ausgelöst durch die Opernhauskrawalle in Zürich im Mai 1980. Die Bewegung breitete sich schnell nach Bern aus. Die Jugendlichen kämpften für alternative Lebensformen und für selbstverwalteten Wohn- und Kulturraum. Zuerst ging es unter anderem um die Reithalle in der Nähe des Bahnhofs, später um das Hütten- und Zeltdorf Zaffaraya im Marzili unten an der Aare.

Davon bekam Hess noch nichts mit. Später zügelte er in die Stadt, seither steht die Reitschule ganz oben auf seiner Agenda. Eine Woche nach den letzten Krawallen vor der Reitschule – in der Nacht vom 5. auf den 6. März; mit elf verletzten Polizisten – hat er die von ihm angestossene und von über 17 000 Bernern unterzeichnete kantonale Initiative eingereicht. Hess und seine Mitstreiter von der Jungen SVP fordern: Solange die Stadt Bern die Zustände bei der Reithalle toleriere, solle man die Ausgleichszahlungen des Kantons an die Stadt, also den Finanzausgleich, um 75 Prozent kürzen. Statt geltendes Recht durchzusetzen, lasse die Gemeinde «linksextreme Chaoten» gewähren, sagt Hess. Über die Zulässigkeit dieses Begehrens zerbrechen sich Juristen noch den Kopf. Doch wenn die Initiative tatsächlich zur Abstimmung kommt, könnte es für die Reithalle gefährlich werden. Diesmal würde nicht bloss die Stadt darüber befinden, sondern der ganze Kanton – also zum Beispiel das Berner Oberland, wo man für die Linksextremisten etwas weniger Verständnis aufbringt.

## Nachsicht mit den Chaoten

Die Reithalle ist der dunkle Fleck auf dem Berner Stadtplan. Früher übten hier die Töchter der Berner Notabeln Schritt, Trab und Galopp, dann eroberte die «Bewegung der Unzufriedenen» die leerstehende Liegenschaft und übte darin alternative Lebens- und Kulturformen. Jetzt üben deren Kinder hier den Strassenkampf. Nur weiss man nicht genau, wofür sie kämpfen: Die Stadt hat den Reitschülern in den vergangenen Jahrzehnten Zugeständnis um Zugeständnis gemacht und zeigt nach Krawallen jeweils grosse Nachsicht.

Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) sieht das anders: «Der Gemeinderat hat gewalttätige Ausschreitungen stets in aller Schärfe verurteilt und dagegen immer wieder Massnahmen und Sanktionen ergriffen», sagt er.

Und relativiert dann prompt wieder das grasierende Malaise. Die Probleme, welche die Reitschule verursache, seien nur die eine Seite. «Die andere Seite ist, dass die Reitschule ein wichtiges Kulturzentrum ist und einen grossen Beitrag an die regionale Jugendpolitik leistet», so Tschäppät.

«Immer die gleiche Geschichte», entgegnet Erich Hess. Nach Ausschreitungen markierten alle demonstrativ Härte, sei Gras darüber gewachsen, buchstabierten sie wieder zurück. Das wird wohl auch diesmal nicht anders sein.

Nach den letzten Vorfällen Anfang März, die *Berner Zeitung* sprach von bürgerkriegsähnlichen Zuständen, hat der Gemeinderat beschlossen, dass die Betreiber die Miete für die Reitschule ab Januar 2016 bis auf weiteres selber tragen müssen, und den Leistungsvertrag zwischen Stadt und Betreibern auf Eis gelegt. Es geht um die Jahresmiete von 318 000 Fran-

ken und um einen Nebenkostenbeitrag von 61 000 Franken. Schon hört man aber aus dem Stadthaus, die Miete werde rückwirkend überwiesen, sobald das Sicherheitskonzept nachgebessert sei. Als Sanktion blieben dann nur die bis dahin aufgelaufenen Nebenkosten – etwas über 5000 Franken pro Monat. Damit kann man die Betreiber der Reithalle nicht beeindrucken. Komme kein Geld von der Stadt, dann sei die Reithalle halt wieder ein besetztes Haus, verkündeten sie nach der Sistierung des Leistungsvertrages. Was nichts anderes heisst, als dass sie mit oder ohne Vertrag keinen Franken überweisen werden. Kritiker Hess sieht nur eine funktionierende Lösung: die Schliessung.

## Reitschüler klauten Kranich

Dafür hätte es in der langen und wilden Geschichte der Reithalle tatsächlich viele Gründe gegeben. Zermürbt von den ständigen Krawal-



«Immer die gleiche Geschichte»: Zaffaraya-Siedlung im Berner Neufeld.

len, übergab der Berner Gemeinderat im Oktober 1981 das Areal den «Bewegten» und wurde ein gutes halbes Jahr später von den Reitschülern ein erstes Mal vorgeführt. Ein paar Aktivisten klauten im Tierpark Dählhölzli einen Kranich, brieten und verspeisten den Vogel. Die ganze Welt schrie: «Skandal!» Polizeidirektor Marco Albisetti liess die Reithalle räumen, mauerte den Eingang zu, zäunte das Gebäude mit Stacheldraht ein, pflanzte Polizeiwachen davor. Die Übung kostete gegen 2000 Franken pro Tag.

Die Auseinandersetzungen verlagerten sich aber auf ein anderes Schlachtfeld – auf die Hausbesetzerszene Zaffaraya. Der Name leitet sich von einem damals besetzten Haus im Berner Mattenhofquartier ab. Im Sommer 1985 entstand auf dem Gaswerks-Areal im Marzili ein Zelt- und Hüttendorf. Als die Polizei auch hier räumte, kam es zu heftigen Diskussionen und noch heftigeren Protestdemonstrationen in der Innenstadt. Gegen 10 000 Sympathisanten demonstrierten auf der Strasse. Der Gemeinderat knickte ein, gab die Reithalle wieder frei und den «Zaffarayanern» beim Autobahnanschluss Neufeld ein Grundstück. Die Nachgiebigkeit hat sich nicht ausgezahlt.

Über dreissig Jahre später lesen sich die Polizeiberichte zur Reithalle nach wie vor wie eine Chronik aus einem Kampfgebiet. Die

unzähligen Lärmklagen sind noch das kleinste Problem. Die Liste der Vorfälle ist lang, die Hemmschwelle zur Anwendung von Gewalt laut Polizei tief. Messerstechereien, Schlägereien, Vergewaltigungen, Bedrohung von Beamten und Flaschenwerfen auf Polizeiautos oder vorbeifahrende Busse und Züge. Als Geschosse dienen mit Farbe gefüllte Gläser und Flaschen.

### Messerstechereien, Vergewaltigungen

Auf dem Vorplatz der Reitschule findet ein schwungvoller Handel mit Drogen statt. Bei Kontrollen durch die Polizei flüchten die Dealer in die Reithalle. Dann wird das Tor zur Reitschule verschlossen und die Polizei bei der Arbeit aktiv behindert. An den Wochenenden können keine Polizeikontrollen durchgeführt werden, weil die Situation sonst eskaliert. Laut Polizeiberichten halten sich täglich ab 17 Uhr bis in die frühen Morgenstunden bis zu zwei Dutzend Drogendealer, teils Asylsuchende aus Zentralafrika und den Maghrebstaaten, auf dem Vorplatz auf. Am Wochenende sollen es doppelt so viele sein.

Auf dem Vorplatz leben auch Tausende von Jugendlichen ihre Vorstellungen von Freiheit aus. Es gibt praktisch keine Einschränkungen durch Betriebszeiten oder Lärmpegel. Die Musik-Events sind gratis und das Bier billig. Der interne Sicherheitsdienst der Reitschule, «Wellness-Team» genannt, hat kaum Einfluss auf die negative Entwicklung. Dem Sicherheitsdienst fehle die dafür notwendige Unabhängigkeit, schreibt die Polizei in ihrem Bericht.

Dazu kommen Verstösse gegen das Gastgewerbegesetz. Gesetzlich festgelegte Schliesszeiten werden nicht beachtet, Räume als Restaurants genutzt, obwohl dafür keine Betriebsbewilligung vorliegt. Im Dachstock, wo Konzerte und Theateraufführungen stattfinden, darf man rauchen. Auf dem Vorplatz werden über die Sperrstunde hinaus Getränke verkauft. Kurzum: Die Auflagen der Behörden werden konsequent verletzt und ignoriert.

«Jeder andere Betrieb müsste längst schliessen», sagt Politiker Hess. Bei der Reitschule drückten alle die Augen zu. Die Berner Stimmberechtigten haben an der Urne viermal nein gesagt zur Schliessung der Reitschule und sich in einer weiteren Abstimmung für die Sanierung der Reithalle ausgesprochen. Das ist für Tschäppät ein fünffaches Bekenntnis der Stadtberner zur Reitschule.

Geht es hart auf hart, stellt sich das gesamte Berner Kultur-Establishment auf die Seite der Reitschüler. Und ist der Gemeinderat mit seinem Latein einmal am Ende, beauftragt das Gremium den Basler Soziologen Ueli Mäder mit einer Studie, wie vor zwei Jahren. Wie bestellt, fand Mäder heraus, dass die Stadt alles richtig mache, und riet weiter zum Dialog. Also: neuer Leistungsvertrag, neues Sicherheitskonzept. Beides trat am 1. Januar 2016 in Kraft. Gute zwei Monate später brannten auf der Stra-

se vor der Reithalle Barrikaden, und als Polizei und Feuerwehr anrückten, kamen vom Dach der Reithalle Steine und Flaschen geflogen. Die Chaoten selber konnten wieder einmal entkommen. Bei den Polizeibeamten hat sich viel Frust aufgestaut – zumal sie von der Politik zurückgebunden werden. Die Nationalrätin und frühere Berner Polizistin Andrea Geissbühler (SVP) kann sich gut in die Gemütslage ihrer Kol-

### Die Liste der Vorfälle ist lang, die Hemmschwelle zur Anwendung von Gewalt laut Polizei tief.

legen einfühlen. «Das muss man sich einmal vorstellen. Wir sind im Polizeiauto unterwegs, und plötzlich kommt über Funk die Meldung, wir sollen die Strasse um die Reitschule meiden, weil Chaoten mit Flaschen auf Polizeiautos werfen. Die Polizei solle das Quartier meiden, weil Chaoten wüten. Wo sind wir denn?»

Polizeidirektor Reto Nause (CVP) würde schon gerne härter einfahren. Die rot-grüne Mehrheit im Gemeinderat lässt ihn aber nicht. Daran wird sich wohl auch nichts ändern, wenn Präsident Tschäppät Ende Jahr abtritt. Denn auch für die potenziellen Nachfolgerinnen, die Gemeinderätinnen Franziska Teuscher (GPS) und Ursula Wyss (SP), ist die Reithalle primär kein Problem, sondern ein toller und engagierter Kulturbetrieb.

Die andere Problemzone, die Bern seit den 1980er Jahren beschäftigt, sind die Hausbesetzer von Zaffaraya. Mit der gleichen Gelassenheit, wie die Stadt dem Treiben vor der Reithalle zuschaut, hat sie für die illegale Siedlung das Recht verbogen. Inzwischen stehen im Neufeld nämlich nicht mehr bloss Bretterbuden und Zelte wie in der Anfangszeit, sondern illegal erstellte Häuser mit Gärten und so weiter – und das auf einer Bauverbotszone. Die Siedlung wurde illegal erstellt, wie der Kanton in seiner Antwort auf eine Interpellation von Erich Hess im Berner Grossrat ausdrücklich feststellte.

Hess und andere bürgerliche Politiker forderten im Stadtparlament wiederholt die Räumung. Aber die Stadt Bern zeigte sich im Rechtsverbiegen kreativ und erfand eine neue Zone für alternatives Wohnen. Und das ist noch nicht alles: Hess musste sich vom Kanton belehren lassen, dass eine Räumung einen unverhältnismässigen Eingriff darstelle – weil die Siedlung seit über zwanzig Jahren geduldet würde. Eine Räumung erscheint dem Kanton nur dann als zwingend, wenn für die Öffentlichkeit untragbare Verhältnisse entstünden: erhebliche Beeinträchtigung der Umwelt, des Ortsbildes oder die Gefährdung von Leben, Gesundheit oder Sicherheit von Personen. Das ist ein interessanter Standpunkt: Unter diesem Aspekt hätten die Behörden bei der Reithalle längst einschreiten müssen. Aber das wird Hess wohl nicht mehr erleben. ○



# Bestechung der Kantone

Die von aussen aufgezwungene Unternehmenssteuerreform bringt die Schweiz aus der Schusslinie der Steuerstrategen von EU und OECD. Aber der Föderalismus wird leichtfertig beschädigt. Von Beat Gygi und Dave Hänggi (Illustration)

Seit gut zwanzig Jahren versuchen die Regierungen der reicheren Industrieländer den Steuerwettbewerb zwischen Staaten zu ersticken. Sie wollen verhindern, dass ihre mobilen Steuerzahler und Firmen in Gebiete mit geringeren Belastungen abwandern und so dem Fiskus Einnahmen entziehen. Ganz ähnlich wie dies früher im Schweizer Bierkartell der Fall war, haben die Hochsteuerländer zunehmend detaillierter festgelegt, welche Steuerregeln erlaubt sind und welche Länder auf schwarze Listen kommen. Organisiert wird die internationale Jagd auf Steuerpflichtige hauptsächlich von der OECD unter der Führung der USA, der G-7, der G-20 und der EU.

## Wie viel verliert die Schweiz?

Dass in der Schweiz Nationalrat und Ständerat nun die Unternehmenssteuerreform III (USR III) diskutieren, ist eine direkte Folge dieses internationalen Drucks und der Angst der Schweizer Regierung, auf eine schwarze Liste zu kommen. Man kann es auch so sagen: Die Schweiz wurde vom Ausland im Kommandoton dazu aufgefordert, endlich den grossen Magneten auszuschalten, der Tausende von Firmen aus aller Welt anzieht. Verlangt wird vor allem die Abschaffung sogenannter Steuerprivilegien für internationale Gesellschaften. Wenn das nicht geschehe, werde man künftig jede Gelegenheit nutzen, das Land bei Doppel-

besteuerungsabkommen und anderen Steuerfragen zu drangsalieren. Die Bundesverwaltung hat das als Befehl verstanden und die Unternehmenssteuerreform so anzulegen versucht, dass die Schweiz aus dem Schussfeld kommt.

Besonders brisant ist, dass sich die OECD-Anordnung an den Bund richtet, dass es aber eigentlich die Kantone sind, die die kritisierten Steuerprivilegien unterhalten. Der Bund spricht nach aussen hin auch für die Kantone, weil all die internationalen Besteuerungsvisionen echten Föderalismus gar nicht richtig kennen. Im Herbst 2014 hat der Bundesrat der EU offiziell zugesichert, man werde den Magneten abschalten und sich künftig an den neuen internationalen OECD-Vorgaben orientieren – ähnlich wie man das beim automatischen Informationsaustausch in Steuerfragen zu tun gedenke.

Wie viel verliert die Schweiz mit dem Wechsel zum neuen Steuersystem? Moment, je nach Umsetzung kann das Land daraus vielleicht sogar etwas gewinnen. Nationalrat und Ständerat sind sich zwar noch nicht über alles einig, aber die bisherigen Schritte können dazu führen, dass die Schweiz stärker wird. Beschlossen wurde bisher:

a) das Ausschalten des verpönten Magneten. Die kritisierten sogenannten Steuerprivilegien bei der Unternehmensbesteuerung auf kantonaler Ebene werden abgeschafft. Betroffen sind

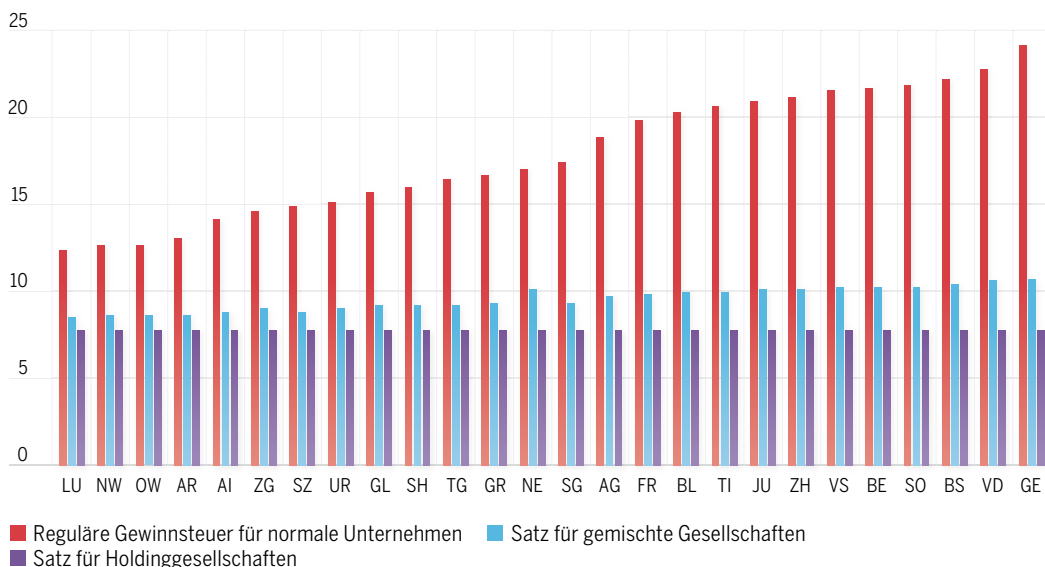
etwa 24 000 internationale Unternehmen mit ungefähr 150 000 Beschäftigten. Es sind Kapitalgesellschaften, die hauptsächlich auf die Verwaltung von Beteiligungen ausgerichtet sind und in der Schweiz keine Geschäftstätigkeit haben. Diese können den sogenannten Holding-Status der Kantone in Anspruch nehmen. Kommt eine gewisse Geschäftstätigkeit in der Schweiz dazu, gilt die Firma als Gemischte Gesellschaft. Beide Typen zahlen auf dem Reingewinn kantonal keine oder nur sehr geringe Steuern. Auf Bundesebene stammt mit gut 3 Milliarden Franken fast die Hälfte der Unternehmensgewinnsteuern aus diesen Statusgesellschaften, auf Kantonsebene ist es mit rund 2 Milliarden ein Fünftel. Es ist ungewiss, welcher Teil der Firmen beim Wegfall dieses Regimes zum Abwandern neigt, zumal die anderen Massnahmen der USR III ebenfalls ausschlaggebend sind für diesen Entscheid.

b) das Einschalten erlaubter neuer Magnete. Als Ersatz für den Wegfall des kantonalen Steuerstatus hat der Nationalrat soeben mehrere Regelungen beschlossen, welche die Abzugsmöglichkeiten für Firmen erweitern oder die Steuerbemessungsgrundlage kleiner machen. Fast berühmt-berüchtigt ist die «Patent-Box», die zur Bevorzugung innovativer Unternehmen gedacht ist. Gewinne aus Forschungstätigkeiten sollen in diese Box gelegt und so vor der Besteuerung geschützt werden. Das Gleiche gilt für Aufwendungen in Sachen Forschung und Entwicklung, diese Kosten sollen abzugsfähig sein, gemäss Nationalrat auch jene im Ausland. Zudem will man die Belastung für überdurchschnittlich hohe Eigenkapitalausstattung steuerlich abzugsfähig machen, indem die Gewinnsteuer um den Zins bereinigt wird. All diese kleineren Magnete sind im Gegensatz zum alten Holding-Status international anerkannt oder geduldet, jedenfalls vorläufig. Die Schweiz wird sich allerdings laufend anpassen müssen, wenn tonangebende Regierungen die eine oder andere Regel plötzlich als «schädlichen Wettbewerb» einstufen und aus dem Katalog verbannen.

Darüber hinaus liegt es aber weitgehend in der Hand der Kantone, ihre regulären Steuersätze anzupassen, um ihre Standortattraktivität zu pflegen. Wenn die Kantone eine Abwanderung der bisher sehr niedrig besteuerten Firmen verhindern wollen, können sie nämlich ihre «normale» Unternehmensgewinnsteuer senken.

## Steuerlandschaft Schweiz

Heutige tatsächliche Sätze der Kantone zur Besteuerung von Unternehmen, in Prozent



QUELLEN: C. SCHALTEGGER/ANDERE

Hochsteuerkantone in der Westschweiz.



### Schädliches Geschenk.

Das käme allen Unternehmen auf breiter Front entgegen, vor allem auch den bisher relativ hoch besteuerten Firmen. Bundesrat und Parlament zählen darauf, dass eine niedrige Gewinnsteuerbelastung, die sich in voller Breite auf alle Unternehmen bezieht, von den internationalen Gremien akzeptiert werden sollte, da ja keine Bevorzugung spezieller Gruppen damit verbunden ist.

Dies ist denn auch der Weg, den die Unternehmenssteuerreform III für jene Kantone vorzeichnet, die ihre steuerliche Standortattraktivität pflegen wollen. Fachleute rechnen damit, dass mit der Reduktion der regulären Steuern wenigstens ein Teil des mobilen Steuersubstrats im Land gehalten werden kann. In diesem Fall ist aber doch mit verringerten Steuereinnahmen bei Gemeinden, Kantonen und Bund zu rechnen. Das gilt vor allem für Kantone, die bisher eher von Sonderstatus-Firmen gelebt haben und daneben wenig für ihre «normale» Anziehungskraft getan haben.

In der Grafik auf Seite 38 zeigen sich erhebliche Differenzen in der «normalen» Steuerbelastung. Vor allem die welschen Kantone Genf, Waadt, Wallis und Jura fallen durch hohe Gewinnsteuersätze auf. Pointierter ausgedrückt: In der Romandie hat der Fiskus bei den einheimischen, in der Region gefangenen

Firmen herzlichst zugelangt und den mobileren Steuerpflichtigen – abgesehen von den Statusgesellschaften – offenbar nicht sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt. Ähnlich aufdringlich hat sich auch der wirtschaftlich schwache Kanton Bern gezeigt, und der starke Kanton Zürich konnte sich offenbar das gleiche Verhalten leisten. In etlichen Innerschweizer Kantonen dagegen ist die allgemeine Steuerbelastung so gering, dass auch mobile Firmen da wenig

### Wenn der Bund zur Entlastung beitragen will, wäre es am besten, die Bundessteuern zu senken.

Grund zum Abwandern haben. So betrachtet, wirkt die Bilanz der Unternehmenssteuerreform III verheissungsvoll: Die Kantone werden mit Steuersenkungen auf breiter Front die Bedingungen für ihre Wirtschaft verbessern und die Abwanderungen von Sonderstatus-Firmen in Grenzen halten.

Sollten die Steuereinnahmen insgesamt zurückgehen – was noch offen ist –, würde dies den Staat zu einer Fitnesskur zwingen und wäre eigentlich begrüssenswert. Aber genau an dieser Stelle haben die Architekten der Reform eine derart gefährliche Regel eingebaut, die das

ganze Reformvorhaben überschattet. Die Politik geht von einem Einnahmenrückgang aus und will den Kantonen deshalb helfen. Der Bund soll den Kantonen mehr Geld überlassen als bisher, indem der Kantonsanteil an der direkten Bundessteuer von 17 auf gut 21 Prozent erhöht wird.

### Leichtfertigkeit bei öffentlichen Ausgaben

Das ist ein schädliches Geschenk und zerstört ein Stück Föderalismus. Die Kantone werden künftig weniger frei über ihre Steuerpolitik entscheiden, wenn der Bund einen grösseren Teil der Risiken mitträgt. Christoph Schaltegger, Ökonomeprofessor an der Universität Luzern, ist überzeugt, dass dieser Zuschuss von oben die Kantone zu mehr Leichtfertigkeit bei öffentlichen Ausgaben verleiten wird. Die Verantwortlichkeiten von Bundes- und Kantons-ebene würden zu stark vermischt, dies führe zu einer Art Haftungsgemeinschaft und einer unnötigen Komplexität. Wenn der Bund zur Entlastung beitragen wolle, so wäre es am besten, einfach die Bundessteuern zu senken. «Schade, dass der Bundesrat den Mut dazu nicht hatte», sagt Schaltegger. Gleiches müsste man vom Parlament sagen, das diese Regel ins Gesetz übernehmen will und die Zentralisierung der öffentlichen Finanzen einen weiteren Schritt vorantreibt. ○

# «Gift für die Verhandlungsposition»

Der Wirtschaftsverband Economiesuisse lobt in einer bundesratsdienlichen Studie den Wert der Bilateralen. Der Ökonom Reiner Eichenberger von der Universität Freiburg bezweifelt die Aussagekraft. Das Vertragspaket mit der EU werde schöngerechnet. *Von Florian Schwab*

**Economiesuisse sagt, ohne die Bilateralen I läge das durchschnittliche Einkommen in der Schweiz um 4400 Franken tiefer.**

Die detaillierten Studienergebnisse widersprechen dieser Interpretation. Der behauptete positive Effekt der Bilateralen I beruht auf Schätzungen, die die Jahre vor und nach Anfang 2002 vergleichen. Die feiner abgestuften Schätzungen derselben Studie zeigen indes etwas ganz anderes.

**Was hat Economiesuisse ausgerechnet?**

Die Studie untersucht rückblickend: Wie hat sich das BIP pro Kopf in den letzten 25 Jahren entwickelt? Man sucht mit statistischen Methoden nach dem Zeitpunkt, ab dem sich das Schweizer Pro-Kopf-Wachstum spürbar besser entwickelt hat, im Vergleich zur Vergangenheit und zur Vergleichsgruppe der EU und der Handelspartner.

**Seit wann wächst der Wohlstand rascher?**

Die stärksten Indizien findet die Studie ab 2004, als der Inländervorrang weggefallen ist. Für das Jahr 2002, als die Bilateralen Gesetzeskraft erlangten, ist der totale Effekt sogar negativ. Und für die volle Personenfreizügigkeit ab 2007 findet sich keine Veränderung. Das zeigt, wie willkürlich die Interpretation der Studie durch die Verfasser ist. Zudem ist zu bedenken, dass ja nicht nur die Bilateralen I die Wirtschaftspolitik der frühen 2000er Jahre geprägt haben.

**Sondern?**

Als Reaktion auf die schlechten 1990er Jahre gab es Reformen und Wachstumsprogramme, neben den Unternehmenssteuerreformen und dem Neuen Finanzausgleich insbesondere die Schuldenbremse, die 2003 in Kraft trat. Sie brachte schnell sinkende Schulden und gesündere Staatsfinanzen. Das hat wohl entscheidend dazu beigetragen, dass wir ab 2007/2008 gut durch die Finanzkrise gekommen sind. Bedeutende wirtschaftspolitische Ereignisse sind von einer intensiven ökonomischen Debatte begleitet. Eine solche gab es über die Schuldenbremse. Sie wurde sogar von Deutschland übernommen. Der Wegfall des Inländervorrangs galt hingegen im Vergleich zur Aufhebung der Kontingente ab 2007 eher als technisches Detail.

**Trotzdem: Economiesuisse beobachtet den Exploit im Jahr 2004, als der Inländervorrang wegfiel, und nicht 2003, als die Schuldenbremse in Kraft trat.**



«Willkürlich»: Ökonom Eichenberger.

Nein, eine Grafik im Anhang der Studie zeigt die stärksten Anzeichen für einen Strukturbruch gerade 2003. So oder so: Es macht keinen Sinn, die Ereignisse auf das Jahr genau festzumachen. Gute Verträge wirken oft schon vor ihrem Inkrafttreten positiv auf die Wirtschaft. Manches wirkt sich aber auch mit Verzögerung aus. Beispiel Bilaterale I: Diese wurden 1999 unterschrieben, 2000 per Volksabstimmung genehmigt und traten 2002 in Kraft. Viele Verträge sahen Übergangsfristen vor. Die Personenfreizügigkeit beispielsweise

**«Jetzt müsste man Brüssel zeigen, dass die Schweiz Probleme mit der Personenfreizügigkeit hat.»**

bis 2007. Bei einer solchen Übungsanlage ist die Herangehensweise von Economiesuisse zwar wissenschaftlich spannend, lässt aber keine ernsthaften Schlüsse über einzelne politische Massnahmen zu. Das ist den Autoren der Studie und den Wissenschaftlern, die sie begleitet haben, sicher auch bewusst.

**Also ist der Erkenntnisgewinn bescheiden?**

Die zeitliche BIP-Analyse ist verdienstvoll, und die Methode ist im Vergleich zu früheren verfeinert. Absurd ist es hingegen, so zu tun, als könne man auf diese Weise die Effek-

te der Bilateralen bewerten. Ich wiederhole: Selbst bei Ausblendung aller technischen Zweifel, muss in den Ergebnissen keinesfalls das stecken, was Economiesuisse uns glauben macht.

**Wie beurteilen Sie die Reaktionen auf die neueste Veröffentlichung?**

Einzelnen verfangen einseitige Darstellungen nicht mehr. Das sieht man auch daran, dass die Studie kaum zu reden gab. Die NZZ brachte sie zwar prominent, aber so betont positiv, dass der aufmerksame Geist stutzig wird. Nach meinem Eindruck machen sich immer mehr Leserbriefe über die übertriebene Darstellung der Nutzenseite der Bilateralen lustig. Zusammen ergeben die vielen «bundesdienlichen» Studien ein gefährliches Geflecht.

**Was bewirkt die gewagte Interpretation der Ergebnisse durch die Verfasser?**

Die Leute haben gemerkt, dass man diese Rechenübungen beliebig verfeinern kann, ohne die Kernfrage zu beantworten: Was bringen die Bilateralen? Dafür hilft viel mehr, genau zu lesen, was in den Verträgen steht. Stattdessen wird mit immer neuen Untersuchungen krampfhaft versucht, einen grossen positiven Wert herbeizurechnen. Das ist Gift für die Schweizer Verhandlungsposition.

**Inwiefern?**

Die Schweiz erwägt eine Schutzklausel. Diese müsste man gegenüber der EU rechtfertigen. Aber wie will man dies glaubwürdig tun, wenn der Bundesrat und der Wirtschaftsdachverband, der sich ja gern einen offiziellen Anstrich gibt, pausenlos trompeten, wie viel die Bilateralen unserer Volkswirtschaft angeblich nützen? Jetzt müsste man Brüssel zeigen, dass die Schweiz wirklich Probleme mit der Personenfreizügigkeit hat. Warum tut das niemand?

**Wie wäre ein solcher Beweis zu führen?**

Ganz einfach: In den letzten Jahren hat die Bevölkerung durch die Zuwanderung jährlich um gut ein Prozent zugenommen. Das bedeutet rund zehn Prozent in zehn Jahren und gut dreissig Prozent in dreissig Jahren. In dieser Grössenordnung nehmen der Verkehr und die CO<sub>2</sub>-Emissionen zu, was unsere Umweltpolitik überproportional verteuert. Es braucht mehr Schulen, mehr Spitäler, mehr Strassen. Ein schneller Ausbau der Infrastruktur ist bekanntlich teuer und fehleranfällig, woran uns manche Planungsrüden aus den 1960er Jahren erinnern sollten. ○



# Wundersame Heilung

Eine Frau, die jahrelang als bekanntestes Schleudertrauma-Opfer des Landes kämpfte, tritt im Streit um angeblichen Betrug am See-Spital Horgen wieder als Anwältin auf. Caroline Bono beweist mit ihrem Beispiel: Unerklärliche Beschwerden lassen sich überwinden. *Von Markus Schär*

*Wie wäre es, wenn Sie ohne grosse Anstrengung phänomenale Änderungen in Ihrem Leben bewirken könnten, die bisher unerreichbar schienen?*

Caroline Bono, «Be Happy Coaching»

Hier ist, perfekt auf den hohen Feiertag terminiert, eine Auferstehung anzuzeigen. Beim Streit um Betrugsvorwürfe an das See-Spital Horgen (die *Weltwoche* berichtete) tritt eine Anwältin wieder an die Öffentlichkeit, die zwar in den letzten zehn Jahren regelmässig für Schlagzeilen sorgte, aber nicht als Rechtsvertreterin, sondern als Schleudertrauma-Opfer. Seit 2002 kämpfte Caroline Bono, 53, gegen Versicherungen und Gerichte, und sie verlor dabei – als Juristin! – ihren Glauben an den Rechtsstaat.

«Ein mysteriöser Autounfall, der ein Leben zerstörte», titelte der *Tages-Anzeiger* im Mai 2009. In einer Endlos-Serie kündete er danach vom traurigen Schicksal der Caroline Bono, strikt aus ihrer Sicht, ohne sich von den Fakten in Gutachten oder Gerichtsurteilen stören zu lassen. Über den «Albtraum nach Unfall» schrieb die *Berner Zeitung*, über den «Schmerz ohne Beweis» die *Schweizer Familie* und über den «Krieg mit vielen Schlachten» die *Annabelle*, als das Opfer 2010 sein Leid in einem Buch und auch im «Club» des Schweizer Fernsehens klagte. Und jetzt das: Auf der Website ihrer Firma «Be Happy Coaching» schwärmt Caroline Bono von ihrem Weg «aus vollständiger Invalidität zurück in ein glückliches, erfolgreiches Leben». Wie kam es zu diesem Wunder?

Als die Autofahrerin am Abend des 19. November 2002 auf dem Zürcher Bürkliplatz in der Kolonne vor einer Ampel stand, war sie gemäss Selbstdarstellung «eine stolze Mutter und erfolgreiche Juristin, kerngesund, sehr sportlich», aufgrund der Akten immerhin: Dr. iur. vor der Anwaltsprüfung, Mitarbeiterin einer Zürcher Wirtschaftsrechtskanzlei, Dozentin für Mediation, Mutter von vier kleinen Kindern, in Scheidung. Diese eindruckliche Karriere machte ein einziger Moment zunichte: «Plötzlich hört sie einen <unheimlichen Knall>», schrieb der *Tages-Anzeiger* über den Schicksalsschlag, «ihr wird schwarz vor Augen, und ihre Erinnerung setzt erst wieder ein, als sie auf der Strasse steht und den Wagen betrachtet, der sie von hinten gerammt hat.»

Dieser «Autounfall mit lebensgefährlichen Verletzungen» – so Caroline Bono auf ihrer Website – liest sich im Urteil des Bundesgerichts nicht gar so dramatisch. Die Fahrerin sass «am Steuer eines Chrysler Grand Voyager

(1838 kg schwerer Personenwagen), als ein nachfolgender Fiat Seicento (810 kg schwerer Personenwagen) in ihr Fahrzeug fuhr», hielt das höchste Gericht fest. «Nach den bei den Akten liegenden Fotos von der Heckstossstange des Chrysler Grand Voyager sind abgesehen von einer minimalsten [sic!] Vertiefung keinerlei Schäden, nicht einmal Kratzer, sichtbar. Folglich ist von einem leichten Unfall auszugehen.»

## Berset antwortet auf offenen Brief

Caroline Bono kämpfte aber nach der Abfuhr in Luzern weiter, mit immer neuen Gutachten zu ihren Verletzungen, die sich mit Methoden der Schulmedizin nicht nachweisen liessen, mit Angriffen auf die Versicherung, die angeblich die Unfallberichte gefälscht hatte; mit einem Revisionsgesuch beim Bundesgericht – immer mit dem *Tages-Anzeiger* als getreuem Sprachrohr. Am 18. November 2013 aber, fast auf den Tag genau elf Jahre nach dem Unfall, verkündete das Blatt: «Bono kapituliert». Das tägliche Leben könne uns alle in Schwierigkeiten bringen, hatte ihr Bundesrat Alain Berset auf einen offenen Brief geantwortet, diese Anforderungen liessen sich «meist nur durch besondere Anstrengung» bewältigen. Und damit hatte Caroline Bono zu dieser Zeit längst begonnen.

Bei einer Ausbildung zum Gesundheitscoach lernte sie, «dass sich fast alle Ziele und Wünsche verwirklichen lassen», wenn man die «Sabotagemechanismen im Unterbewusstsein» umprogrammieren. Daneben half ihr, dass sie sich vom umstrittenen Arzt im See-Spital Horgen einen Neurostimulator einsetzen liess. Mit ihrem «Be Happy Coaching» sorgt sie schon seit fünf Jahren für wundersame Heilungen, wie Testimonials von «G. E., London», «O. B., Ökonom und Unternehmer, Mallorca und Köln» oder «Susanne Lee, Hongkong» bezeugen. Bei einem «Seminar auf Bali» lehrt sie auch, «ein kraftvoller Magnet für Geld in Fülle zu sein», allerdings fand es bisher an der Zürcher Dufourstrasse statt. So zeigt Caroline Bono mit ihrem Beispiel, was Bundesgericht und Versicherer seit zehn Jahren sagen: Unerklärliche Beschwerden lassen sich überwinden – wenn die Opfer auch nur mit einem Bruchteil der Energie, mit der sie um eine Rente kämpfen, nach Genesung streben.

Und jetzt tritt Caroline Bono wieder als Anwältin auf. Sie hätte die ganze Zeit ihren Beruf ausüben dürfen: Die anspruchsvolle Anwaltsprüfung – die Bestätigung, dass jemand als Anwalt arbeiten kann – schaffte sie am 22. November 2003, als sie, unfähig, sich zu konzentrieren, mit «höllischen Schmerzen» darniederlag. ○



«Kraftvoller Magnet für Geld in Fülle»: Anwältin Bono.

# Die Untoten von Marignano

Zuerst wollte nicht einmal der Bundesrat der Schlacht von Marignano gedenken, und die meisten Historiker stellten sich taub. Doch der Stoff war stärker, seine Bedeutung grösser: Die Schweizer Geschichte siegte. Rückblick auf ein schwieriges Jubiläum. *Von Markus Somm*

Wider Erwarten wurde im Jahr 2015 über die Schlacht von Marignano diskutiert – trotz des Jubiläums oder gerade weil eine Zahl von Historikern und Publizisten am liebsten kein Wort darüber verloren hätte. Was kurios genug war: Sollten nicht Intellektuelle jeden Anlass begrüssen, der es ihnen gestattet, über die Schweiz und ihre Identität zu verhandeln? Denn ganz gleich, zu welchen Schlüssen man auch kommt: Es ist eine Gelegenheit, sich über sich selbst zu vergewissern, es ist eine Aufforderung zu fruchtbarem Streit, es ist eine Möglichkeit, die eigene Sicht auf die Geschichte, die eigenen Vorlieben und Empfindlichkeiten zu verbreiten. Dass man in diesen Milieus lieber auf eine Diskussion verzichtet hätte, war kein Zeichen der Stärke. Es war Ausdruck der Defensive. Hätte man über gute oder neue Argumente verfügt, man wäre mit Lust ins Getümmel gezogen, wie man das früher so oft getan hatte, als es etwa um die Schweiz und den Zweiten Weltkrieg gegangen war. Weil es an diesen guten Einwänden und neuen Einfällen aber offensichtlich fehlte, duckte man sich weg oder tat so, als ob einen die ganze Sache nicht kümmerte. Angestrengt spielte man den Entspannten. Schweizer Geschichte? Nie davon gehört.

Warum so defensiv? Diese unkomfortable Position war paradoxerweise das Ergebnis von

Kämpfen, die man vor Jahren geführt – und allzu klar für sich entschieden hatte. Es handelte sich um Triumphe, die in den neunziger Jahren errungen worden waren – Vernichtungsschlachten gegen angeblich konservative, wenn nicht nationalistische Historiker, Schlachten aber, von denen man sich kaum mehr erholte, weil man sich zu einseitig zum Sieger ausgerufen hatte.

## Übermut der Jugend

Die meisten der triumphierenden Historiker gehörten der damals jüngeren Generation an, sie zählten sich vorwiegend zur Linken – und mit dem Übermut der Jugend lasen sie nun ihren älteren Lehrern die Leviten. Die meisten waren in den siebziger Jahren politisiert worden, sie hatten noch an Universitäten studiert, die zwar bürgerlich beherrscht waren, aber an denen ein toleranter Geist überwog – und sie hatten den Fall der Berliner Mauer im Jahr 1989 als eine ambivalente Befreiung erlebt, wenn nicht gar erduldet. Ambivalent, weil viele dieser jungen, gescheiterten Leute sich zum Sozialismus hingezogen gefühlt hatten, der jetzt wie über Nacht verdunstet war, als hätte es ihn nie gegeben. In ihrer Not, in der neuen ideologischen Leere entdeckten viele dieser Historiker «Europa» als Ersatz, als Trost auch

– die europäische Einigung machten sie zu ihrem neuen Projekt.

So wie diese kritischen Historiker einst aus einer linken Haltung heraus die Geschichte Europas oder der Schweiz neu beurteilt hatten – was ein konstruktiver Ansatz gewesen war und uns viele neue Erkenntnisse gebracht hatte –, so gingen sie jetzt ans Werk, mit wissenschaftlichen Mitteln die europäische Integration zu befördern. Politisches Anliegen und wissenschaftliches Interesse befruchteten sich oft gegenseitig, und solange die intellektuelle Redlichkeit gewährleistet bleibt, ist daran auch nichts auszusetzen. Gleichzeitig droht die Gefahr des ideologischen Tunnelblicks. Je länger und unwidersprochener ein solcher Ansatz vorherrscht, desto dunkler wird es im Tunnel.

Naturgemäss geriet der Nationalstaat in den Fokus. Er kam unter wissenschaftlichen Druck. Naturgemäss, weil dieses vermeintliche «Konstrukt» bald als entscheidendes Hindernis auf dem Weg zu einem geeinten Europa erschien. Also galt es, diese «erfundene Tradition», wie es der brillante marxistische Historiker Eric Hobsbawm schon viel früher formuliert hatte, zu dekonstruieren. Das Pendel schlug zurück. Hatten zu Zeiten der tödlichen Konkurrenz unter den Ländern Europas



«Wir wollen Schweizer werden!»: Eidgenössische Truppen auf dem Weg nach Grandson, 1476.



Keine neuen Antworten, nein, gar keine Antworten: Historiker Georg Kreis.

die Historiker sich dazu verleiten lassen, die Geschichte ihres Nationalstaates zu überhöhen und als unvermeidliches Ergebnis des hegelianischen Weltgeistes aufzufassen, unternahm man nun alle Anstrengungen, das Gegenteil zu beweisen. Sozusagen wissenschaftlich wollte man nicht bloss erhärten, dass der Nationalstaat für Krieg und Verderben verantwortlich war, nein, vielmehr durfte es ihn gar nicht mehr geben, ob heute oder gestern. Womöglich bildeten sich die Nationen dessen Existenz nur ein. Wenn es aber eine «erfundene Tradition» war, an welcher sich die Menschen unverständlicherweise festklammerten, liess er sich auch leicht wieder beseitigen. Ein Federstrich sollte genügen. Wenn die Überwindung des Nationalstaates real schon so schwer fiel, gelang es vielleicht wenigstens virtuell – in der Welt der Wissenschaft.

### Alles bloss Mythos

In manchen Ländern der EU waren deshalb seit den neunziger Jahren Bestrebungen zu beobachten, den Nationalstaat, die Nation und deren Vergangenheit zu relativieren, oft finanziell gefördert von der Brüsseler Bürokratie; «transnationale» Studien blühten allenthalben. Was in Europa in wissenschaftlichen Kreisen sich verbreitete, erfasste auch die Schweiz. Unsere Geschichte wurde gründlich dekonstruiert – und dabei richtete sich das Erkenntnisinteresse ebenso auf den Nationalstaat, dessen angeblich künstlichen und eher rezenten Charakter es ans Licht zu bringen galt. Da unser Land aber nicht einmal Mitglied der Europäischen Union war, bildete sich hier eine spezielle Variante der politisch motivierten

Geschichtsschreibung heraus: Im Glauben, alte «Mythen» hinderten die Schweizer daran, sich ein zeitgemässes Bild von der Welt zu machen, erteilten sich viele Historiker die Aufgabe, diese «Mythen» wegzuräumen. Den unverdrossenen Réduit-Besiedlern sollte eine «anschlussfähige», am liebsten «transnationale» Sicht auf das eigene Land vermittelt werden, damit sie sich im weiten Europa nicht länger blamierten. Im Verborgenen loderte die Sehnsucht, mit dieser Geschichtsschreibung



La Suisse existe: Historiker Maissen.

den EU-Beitritt der Schweiz zu erleichtern. Nicht ganz zufällig wurde nun so gut wie alles als «Mythos» entlarvt, was die Schweiz als einen Sonderfall und dessen Bewohner als Herren ihrer Geschichte auswies. Demokratie? Wir verdanken sie Napoleon – also einem Ausländer. Wohlstand und Frieden? Eine Mischung von Schlaumeierei und Glück. Neutralität? Die Grossmächte haben sie uns 1815 am Wiener Kongress verordnet, weil sie inmitten von Europa einen Pufferstaat errichten wollten.

Häufig wurde als Mythos blossgelegt, was gar nie einer war. Dass wir ein Land sein sollten, das nie etwas mit der Aussenwelt zu tun gehabt hatte, sondern sich selbst genügte: Kein Mensch bei Verstand hätte je so etwas behaupten wollen. Dennoch wurde diese Karika-

---

### Die Mythenstürmer verloren das Land, über das nachzudenken sie sich einst vorgenommen hatten.

---

tur einer Meinung tapfer bekämpft. Ebensovienig ergab sich irgendjemand der Illusion, wir hätten alles nach Belieben gestalten können: Heroisches Durchwursteln war es oft. Aber selbst wer sich durchwurstelte, war nicht Opfer der Geschichte. Immer hatten in der Schweiz Menschen gehandelt, Fehler begangen, Grossartiges vollbracht. Sie hatten Versuchen widerstanden – und Richtiges entschieden. Anscheinend öfter richtig als falsch: Die Schweiz war eine Erfolgsgeschichte – und sie reichte so weit zurück, dass es manchen Bürgern sehr schwer fiel, davon Abschied zu nehmen. Warum sollten sie auch?

### Konträrer Chauvinismus

Vielen heutigen Historikern, sensibel um Selbstkritik bemüht, schien das etwas peinlich zu sein: diese Anhänglichkeit vieler Schweizer zu einem Land, das fast unverschämt gut die gefährlichen Jahrhunderte der europäischen Geschichte überstanden hatte. Konnte das mit rechten Dingen zu- und hergegangen sein? Um ja nie in den Verdacht des Patriotismus zu geraten, retteten sich viele Historiker in eine Art konträren Chauvinismus, indem sie die Geschichte der Schweiz fast obsessiv negativ beurteilten. Zuweilen erweckten sie den Eindruck, sie schrieben nicht über ein kleines, harmloses Land, sondern über eine Grossmacht, die für Weltkrieg, Sklaverei und koloniale Unterdrückung zuständig gewesen war. Nichts schien dabei diese Historiker mehr aufzubringen als die Vorstellung eines schweizerischen Sonderfalls – was sie oft missverstanden als eine nationalistische Anmassung, wo es doch nur darum ging, das Eigene, das Spezielle herauszuarbeiten. Sie wetterten dagegen, als würde sich für etwas Besseres halten, wer glaubte, dass die Schweiz in mancher Hinsicht einen eigenen Weg, einen Sonderweg, gegang-

gen war. Umso eifriger wurde der Sonderfall und alle seine Ausprägungen in der jüngeren Geschichtsschreibung kleingeredet, relativiert oder gänzlich bestritten.

### Ein Schimpfwort ist noch kein Argument

Die Diskussion über Marignano, die wir 2015 erlebten, belegte das, was bedauerlich war, weil man sich wichtiger Erkenntnisse über das eigene Land beraubte. Der Stoff war so interessant, er war so faszinierend, dass er eine solche Behandlung nicht verdient hatte. Weil die Neutralität aber eines der bekanntesten Elemente des schweizerischen Sonderfalls ist, konnte es kaum überraschen, dass viele Intellektuelle geradezu allergisch reagierten, wenn sie hörten, die Anfänge der Neutralität könnten so weit zurückgehen – bis zu den Toten von Marignano. Weil nicht sein konnte, was nicht sein durfte, musste es sich um einen Mythos handeln, einen «nationalkonservativen» natürlich.

«Nationalkonservativ». Ein neuer Kampfbegriff war geboren, der sich als «wissenschaftlich» tarnte, wo es allein um die Herabsetzung des Andersdenkenden ging. Denn der Terminus ist schwer belastet, zumal im deut-

Er verrät aber auch Chuzpe. Dass ausgerechnet jene einst rebellischen, nun arrivierten Historiker diesen schwer belasteten Terminus «nationalkonservativ» anwandten, um ihnen missliebige Erkenntnisse als politisch motiviert zu verdammen, entbehrte nicht der Ironie. «Haltet den Dieb!» rief der Dieb. Wenn eine Generation mit einer politischen Agenda geforscht hat, dann diese Historiker selber, die in den achtziger und neunziger Jahren das bürgerliche Establishment herausgefordert hatten. Ihre Herangehensweise war ungleich engagierter, ihre Thesen waren abenteuerli-

### Um die Eidgenossen zu reizen, stellten sich die Landsknechte an den Rhein und riefen «muh».

cher, ihre Fragen viel ideologischer angeleitet als alles, was sich die damals als «bürgerliche Wissenschaftler» denunzierten Historiker vor ihnen erlaubt hatten: Das war oft interessant, immer provokativ, aber häufig empirisch dürftig abgestützt. Zuerst überwand man mit wissenschaftlichen Mitteln den «Kapitalismus», dann versuchte man, den Nationalstaat zu pulverisieren, weil er der europäischen Einigung, einem politischen Projekt, im Weg zu stehen schien. Es beklagte sich eine Generation von Historikern, die 1968 ihren Marsch durch die Institutionen angetreten und die Geschichtsschreibung auf eine Art politisiert hatte, wie das nie zuvor der Fall gewesen war. Was diese Historiker aber verkannten: Ein Schimpfwort ist noch kein Argument.

Jahrelang hatten sie diese angeblichen Mythen der «Nationalgeschichtsschreibung» mit einer nahezu gespenstischen Geschlossenheit zertrümmert. Widerspruch kam bald keiner mehr auf, weil die letzten bürgerlichen Historiker im Ruhestand verschwanden und neue, jüngere Kollegen, die bürgerlich oder konservativ gedacht hätten, keine Lehrstühle mehr erhielten. Das Milieu versiegelte die Eingänge. Der Konsens wurde so breit und solid, dass jeder Dissens schlechterdings als unreal erschien. Das aber schadet dem Diskurs, das verwöhnt auch: Es macht die Menschen denkfaul – und rasch wird das Handwerkliche vernachlässigt. Ein gelegentlicher Blick in die Quellen hätte Wunder bewirkt und Vorurteile widerlegt. Das Beispiel Marignano ist instruktiv: Wie oft wurde von linksliberalen Historikern behauptet, es sei in diesem Zusammenhang problematisch, von «Schweizern» zu sprechen, von einer solchen «Identität» könne keine Rede sein. Doch wer nur ein paar Texte aus dem 16. Jahrhundert studiert, erkennt ohne weiteres, dass diese «Schweizer» existierten. Nicht nur Machiavelli, der berühmteste, sondern zahllose Zeitgenossen sprachen damals ganz selbstverständlich von den Schweizern oder den Eidgenossen. Die empirische Evidenz ist überwältigend.

In der Selbst- wie in der Fremdwahrnehmung galten die Eidgenossen als etwas klar Erkennbares, Spezielles, waren deswegen oft verhasst, wurden aber auch bestaunt: Sie gehörten zwar dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation an und galten als «Oberdeutsche»; gleichzeitig führten sie ein Eigenleben im Reich, das sie von den «übrigen Deutschen» absetzte. Selber bezeichneten sich die damaligen Bewohner der Schweiz als «Eidgenossen», und ihren Bund nannten sie den «Alten Grossen Bund oberdeutscher Lande». Waren sie noch Deutsche, oder was sonst? Sie wussten es selber nicht so genau. Es kam auch nicht darauf an: Politisch waren sie so gut wie unabhängig vom Oberhaupt des Reiches, dem Kaiser, auch wenn sie sich ihre Freiheiten wiederholt von ihm bestätigen liessen. Die Eidgenossenschaft war kein Fürstentum und keine Monarchie, sondern ein republikanischer Bund: Das bestimmte ihre Identität.

Auch für die Europäer war die Eidgenossenschaft eindeutig definiert: wer dazugehörte, wer nicht, wo ihre Grenzen verliefen. Ebenso wussten die Zeitgenossen, dass dies ein Bund ohne Adel und ohne Chefs war. Ein Sonderling, nicht einzigartig zwar – es gab andere Republiken zu jener Zeit –, aber rar. Manche bewunderten die Art und Weise, wie sich die Eidgenossen selber regierten, gerade die deutschen Bauern in der Nachbarschaft: «Wir wollen Schweizer werden!», riefen sie, als sie sich gegen ihre Herren, den Adel, erhoben – sie drangen auf die gleichen Freiheiten, wie sie die Schweizer genossen.

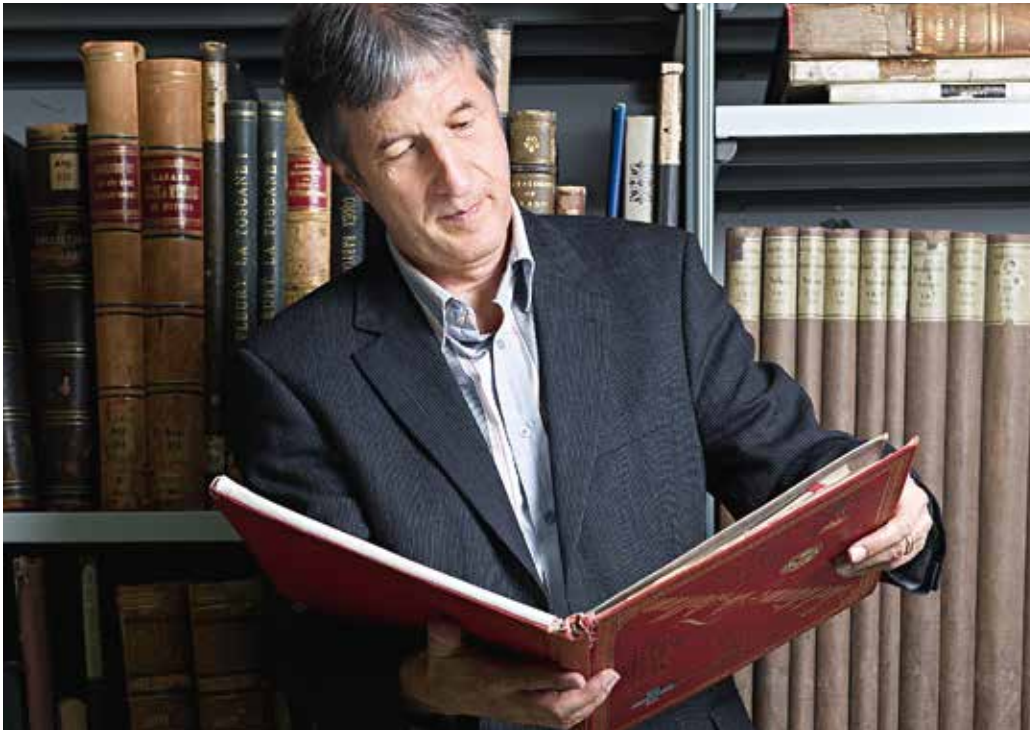
Die übrigen Deutschen, ob Schwaben oder Bayern, bezeichneten die damaligen Bewohner unseres Landes ebenfalls als «Eidgenos-



schen Sprachraum – und wer ihn verwendet, muss sich dessen bewusst sein: Unter «Nationalkonservativen» verstand man in der Weimarer Republik intellektuelle Wegbereiter der Nazis. Darüber hinaus verbindet der Begriff mit «national» und «konservativ» wohl bewusst zwei Adjektive, die seit jener Zeit als toxisch anzusehen sind. Schwermetall hat sich in diesen Wörtern abgelagert. Oder anders ausgedrückt: Wer diesen Begriff seinem intellektuellen Herausforderer entgegenschleudert, ist nicht wirklich an einer guten Debatte interessiert. Er zieht das Schweigen vor.



Mit Lust ins Getümmel: Schweizer Kostüm, 1512.



«Transnationale» Sicht auf das eigene Land: Historiker Jakob Tanner.

sen» – oder als «Schweizer», wogegen sich die Eidgenossen verwahrten, weil es ursprünglich ein Schimpfwort war. Von ihren ärgsten Feinden, den süddeutschen Landsknechten, aber wurden sie als «Kuhschweizer» verhöhnt. Wenn die Landsknechte die Eidgenossen reizen wollten, stellten sie sich an den Rhein, riefen «muh» und führten sich auf wie Kühe, was die Schweizer dermassen in Rage brachte, dass Kriege ausgelöst wurden. Die Schweizer überquerten den Rhein und massakrierten die «Sauschwaben»; ein Kampf begriff, den sie ihrerseits in jenen Tagen prägten. Beide Beleidigungen haben interessanterweise überlebt, wenn auch eher in den Sphären des angestregten Nationalhumors. Es mag aber ein Hinweis darauf sein, wie wirkungsmächtig jene Epoche das künftige

### Im Verborgenen loderte die Sehnsucht, mit dieser Geschichtsschreibung den EU-Beitritt der Schweiz zu erleichtern.

ge Verhältnis zwischen Deutschen und Schweizern beeinflussen sollte.

War diese Eidgenossenschaft ein Nationalstaat im modernen Sinne? Bestimmt nicht, aber das war auch das Königreich von Frankreich nicht. Wer von den Eidgenossen etwas wollte, wandte sich an die Tagsatzung, jenes eigentümliche Organ der alten Schweiz, und wenn diese Tagsatzung, in der alle Kantone eine gleiche Stimme hatten, den Krieg beschloss, war jeder Kanton verpflichtet, Truppen zu stellen und mitzuziehen. So lose und unverbindlich, wie das manche Historiker heute wahrhaben wollen, war diese Eidgenossenschaft nicht. *La Suisse existe.*

Die Mythenstürmer liessen aber nicht bloss die Empirie ausser Acht und gewöhnten sich an die faktenfreie Argumentation. Etwas viel Dramatischeres widerfuhr ihnen: Sie verloren das Land, über das nachzudenken und zu forschen sie sich einst vorgenommen hatten. Wer den Nationalstaat dermassen konsequent auflöst und als Bezugsrahmen seiner Arbeit zur Disposition stellt, handelt sich als Historiker Schwierigkeiten ein. Er begibt sich aller interessanten Fragen – und er vertreibt sein Publikum.

### «Säurebad des Vergleichs»

Warum beschäftigen wir uns mit Geschichte? Weil wir verstehen wollen, warum wir so geworden sind, wie wir sind. Und solange der Nationalstaat nach wie vor der entscheidende politische Referenzrahmen für die meisten Menschen ist – und danach sieht es trotz aller Bemühungen der Europäischen Union aus –, solange ist die Geschichte der Schweiz oder die Geschichte Frankreichs oder die Geschichte Ungarns für die entsprechenden Bewohner von Belang. Natürlich erfahren wir mehr, wenn wir diese Länder vergleichen. Nichts ist wertvoller als das «Säurebad des Vergleichs», wie der grosse deutsche Historiker Hans-Ulrich Wehler das einmal ausgedrückt hat. Nur wer seine Thesen anhand anderer Länder und Regionen überprüft, kann ermassen, ob es sich um ein einzigartiges, womöglich nationales Phänomen handelt oder er sich um eine bessere Erklärung bemühen muss, weil viel normaler sich darstellt, was er für speziell hielt.

Wer sich mit seinem Land beschäftigt und dessen Geschichte begreifen will, entdeckt fast zwangsläufig Sonderfälle, ansonsten die-

ses Land ja gar nie entstanden wäre. Grenzen bezeichnen Sonderfälle, unzählige Sonderfälle. Das macht die Faszination jedes Landes aus. Was auf Dauer aber nicht interessiert, sondern zuerst verstört, dann langweilt, ist die Dekonstruktion. Besonders, wenn das Wissen über die alten Erzählungen der eigenen Geschichte nicht mehr vorhanden ist. Wer gar nichts von seiner Geschichte weiss, den kann man auch nicht provozieren mit einer neuen, womöglich noch provokativeren Lesart dieser Geschichte.

Das ist die Tragödie dieser Generation von Historikern, die überwiegend in der kritischen Tradition von 1968 standen. Sie haben die bürgerliche Schweiz dermassen gehasst – und wohl auf merkwürdige Art auch geliebt –, dass sie alles in Frage gestellt haben, was diese bürgerliche Schweiz an Selbstbildern produziert hatte. Sie haben hinterfragt, kritisiert und dekonstruiert, bis alles in Trümmern lag. Bis kein einziger vermeintlicher Mythos noch da war, den sie zu zerstören brauchten. Jetzt breitete sich das grosse Schweigen aus. Nachdem sie so lange nein gesagt hatten, gab es nichts mehr zu verneinen.

Wie es aber wirklich gewesen war, vor hundert oder fünfhundert Jahren: auf diese Fragen, die das Publikum nach wie vor beschäftigten, wussten sie keine neuen Antworten, nein, gar keine Antworten. Sie waren Spezialisten des Nein, keine Experten des Ja. Deshalb hätten sie zu Marignano lieber geschwiegen. Doch die Untoten ruhten nicht.

Markus Somm hat ein Buch über die Schlacht von Marignano geschrieben. In diesen Tagen erscheint die dritte, erweiterte Auflage: «Marignano. Warum die Schweiz keine Grossmacht wurde» (Stämpfli-Verlag). Ein Auszug aus dem neuen Nachwort.

Schenken Sie ihm das Original zu Ostern.

Lindt  
BATONS KIRSCH  
KIRSCHSTENGELI

# Schweizer Supertalent

Ein Platten-Multi wollte Viola Tami mit achtzehn Jahren zur Britney Spears des deutschsprachigen Raums machen. Der Versuch scheiterte, ihrer Karriere tat dies keinen Abbruch. Der erstaunliche Weg einer jungen Frau aus Zürich Schwamendingen zur beliebtesten Fernsehmoderatorin der Schweiz. *Von Rico Bandle*

Derzeit fürchtet Viola Tami nur eines: «Ich will den Leuten nicht auf die Nerven gehen.» Ihre Angst ist nicht ganz unbegründet. Zweimal pro Woche moderiert sie im Schweizer Fernsehen die Unterhaltungskiste «Die grössten Schweizer Talente», am Kiosk lächelt sie einem gleich auf mehreren Titelseiten entgegen, zudem sitzt sie beim grössten Privatradiosender der Schweiz, Radio Energy, am Mikrofon, und bald ist sie auch wieder zusammen mit Erich Vock auf der Theaterbühne zu sehen.

Eine Übersättigung ist da durchaus möglich. Doch ihre Präsenz ist vor allem Ausdruck ihres Erfolgs: Viola Tami ist mit der jetzigen Moderation der «Grössten Schweizer Talente» zur beliebtesten Moderatorin des Landes aufgestiegen.

Fernseh-Talentshows sind eigentlich ganz auf die prominenten Juroren ausgerichtet – sie sind die eigentlichen Stars. Diesmal allerdings fällt die Jury vor allem durch ihre bemüht überdrehte Art auf beziehungsweise ab. Und so fliegen die Sympathien der Moderatorin Viola Tami zu. Sie ist so etwas wie die beste Freundin aller Talent-Anwärter, umarmt sie, schenkt ihnen ein Stück ihrer Fröhlichkeit und behält dabei immer ihre schnippische Coolness.

Vielleicht weiss Viola Tami deshalb so gut mit den Kandidaten umzugehen, weil sie sich in vielen von ihnen wiedererkennt: Hätte sie als Teenager die Gelegenheit gehabt, wäre sie womöglich auch auf dieser Bühne gestanden.

## Hip-Hopperin singt Volkslieder

Schon als Mädchen hat Viola Tami alles daran gesetzt, um ins Rampenlicht zu gelangen. Bei Dodo Hug nahm sie Gitarrenunterricht, mit fünfzehn gehörte sie zum Gründungsteam der «Video Gang», einer Gruppe junger Filmer, die in ihrer Freizeit die Jugendsendungen für Tele Züri und andere Privatsender machten, und sie hegte Ambitionen als Sängerin. Für die Showkarriere brach sie mit siebzehn die kaufmännische Lehre ab und folgte dem Ruf nach Deutschland.

Es war die Zeit der Retortenbands wie Take That und Backstreet Boys, die achtzehnjährige Britney Spears erlebte mit «Baby One More Time» und wenig Stoff am Körper einen kometenhaften Aufstieg. In der Folge suchten Plattenfirmen krampfhaft nach bühnentauglichen Mädchenfiguren, um auf Spears' Erfolgswelle mitzuschwimmen. Der deutsche Ableger von Sony Music, war überzeugt, eine ideale Kandidatin gefunden zu haben: Viola Tami aus Zürich Schwamendingen.

Trotz horrend teurem Videodreh in New York und der obligaten Nymphomaninnen-Räkelpose auf dem CD-Cover: Die Single «High On Your Love», ein Stück Allerwelts-Disco-Pop, flopte. Mit der internationalen Popstarkarriere von Viola Tami war damit bereits wieder Schluss. Nicht aber mit der Karriere im Showgeschäft. Die ging erst richtig los.

Tami zeigte sich äusserst anpassungsfähig. In Schwamendingen ist sie mit Hip-Hop aufgewachsen, noch heute hört sie diese Musik am liebsten. Doch wenn Disco-Pop gefragt ist, macht sie Disco-Pop; wenn sie Volkslieder wie «Am Himmel steht es Sternli z'Nacht» singen soll, dann singt sie diese. Erhält sie als Schauspielerin ein Engagement, scheint sie auch da alles zu können: Ob als Darstellerin in der Seifenoper «Lüthi und Blanc», bei der sie im Anschluss an ihren Deutschland-Ausflug acht Jahre lang dabei war, oder in Boulevardkomödien von Erich Vock, Viola Tami entwickelt sich immer zum Publikumsliebling.

Bei einem Treffen im Café des Privatradiosenders Energy, für den sie seit zwölf Jahren moderiert, erweist sich die 34-Jährige als ebenso energiegeladener wie am Bildschirm. Sie spricht schnell, lacht viel, bleibt aber stets hochprofes-

## Schauspieler Erich Vock ist im Theater ihr grösster Förderer.

sionell: Sie weiss genau, wie Fragen zu beantworten sind, um niemanden vor den Kopf zu stossen, wie heikle Themen humorvoll umschiffen werden, wieviel sie von ihrem Privatleben preisgeben möchte. Sie sagt, dass sie auf das ganze Drumherum, das Prominentendasein, gut verzichten könnte. Aber sie weiss auch, dass dies in ihrem Beruf dazugehört. Und so lässt sie sich auch mal von einem *Glückspost*-Fotografen bei der Aerial-Yoga-Stunde fotografieren oder erzählt von ihren beiden Buben. Nur etwas macht sie nicht: gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Moderator Roman Kilchsperger, ein Interview geben. «Wir haben das nie am Tisch besprochen, es war aber für alle klar, dass wir hier eine Grenze ziehen», sagt sie.

Ihre Flexibilität hat sich als erfolgreiche Überlebensstrategie erwiesen in dieser höchst volatilen Branche. «Nur weil ich verschiedene Standbeine habe, kann ich mich, seit ich achtzehn Jahre alt bin, in der überschaubaren Schweizer Showszene behaupten», sagt sie. Hierzulande

kann tatsächlich kaum ein Unterhaltungsmoderator allein vom Fernsehen leben. Fast alle behalten deshalb ihre Anstellung beim Radio. So zum Beispiel Nik Hartmann, Sven Epiney oder Mona Vetsch. Bei Viola Tami und Roman Kilchsperger gibt es aber einen entscheidenden Unterschied: Die beiden arbeiten nicht bei Radio SRF, sondern bei Radio Energy, dort haben sie sich auch kennengelernt. Noch vor wenigen Jahren wäre es undenkbar gewesen, gleichzeitig bei SRF und einem Privatsender zu moderieren – heute fällt dies niemandem mehr auf. Die personelle Durchlässigkeit geht einher mit der ästhetischen: Im Unterhaltungsbereich ist SRF nicht mehr von den Privaten zu unterscheiden – erst diese Entwicklung ermöglichte überhaupt Tamis Erfolg.

## «Wie eine Familie»

Der Schauspieler und Theaterproduzent Erich Vock ist Viola Tamis grösster Förderer und Mentor, zumindest was die Schauspielerei betrifft. «Viola ist äusserst lern- und kritikfähig, sie zieht alles in sich hinein», sagt er. Seit zehn Jahren ist sie in seinem Team dabei, auch vor zwei Jahren beim Grosse Erfolg «Die kleine Niederdorferoper» von Paul Burkhard oder jetzt beim musikalischen Lustspiel «Stägeli uf, Stägeli ab» mit Liedern von Artur Beul. Sie, die keine Schauspielausbildung hat, stand schon mit mehreren Dinosauriern des Schweizer Boulevardtheaters auf der Bühne: Elisabeth Schnell, Trudi Roth, Hansjörg Bahl oder Vincenzo Biagi. «Mit diesen Leuten spielen zu können, ist ein riesiges Privileg», sagt Tami.

Überhaupt, wenn sie vom Theater spricht, ist sie aufmerksamer, entspannter, als wenn vom Fernsehen die Rede ist. Sie schwärmt von Erich Vock, dieser Lichtgestalt des nichtsubventionierten Theaters, dem sie so viel zu verdanken habe. Und von den Schauspielern, die jedes Jahr für eine neue Produktion zusammenkommen: «Das ist so etwas wie eine Familie.» Hier, so scheint es, hat sie einen Bereich gefunden, in dem sie sich wirklich wohl fühlt, der ihr jene Geborgenheit bietet, die in der kurzlebigen Fernsehunterhaltung vielleicht manchmal zu kurz kommt. Und bei dem auch kaum Gefahr besteht, den Leuten irgendwann auf die Nerven zu gehen.

Die grössten Schweizer Talente: Samstag, 26. März, 20.10 Uhr, SRF 1

Stägeli uf – Stägeli ab: Musikalisches Lustspiel mit Liedern von Artur Beul, Bernhard-Theater, Zürich. Wiederaufnahme ab 6. Oktober



«Riesiges Privileg»: Entainerin Tami.

# Im Schoss der Kirche

Weil die neue Regierung in Warschau ihre Wahlversprechen umsetzt, reagiert Europa nervös. Sind die Polen auf einem fatalen Irrweg? Oder übertreiben wieder mal die Kritiker? Eine Reportage aus einem Land, in dem westliche EU-Kultur und katholische Werte aufeinanderprallen. *Von Pierre Heumann*

Auf dem Campus der Universität von Rzeszów (ausgesprochen: Jeh-shuv) ist die EU allgegenwärtig. Kaum ein Gebäude, an dem kein Schild mit dem Hinweis auf EU-Zuschüsse angebracht ist. An der Hochschule der alten polnischen Handelsstadt unweit der Grenze zur Ukraine werden zudem Kurse angeboten, wie man an die zahlreichen EU-Fonds herankommt. Ein hauseigener «Funding Guide» liefert Jungakademikern einen Wegweiser durch das Dickicht der EU-Institutionen, bei denen Geld zu holen ist. Am Ende des Kurses darf man sich diplomierter EU-Fonds-Berater nennen.

Ohne die Gelder aus Brüssel wäre diese Stadt im Osten Polens aufgeschmissen – wie so viele andere auch. Strassen und Anlagen, Spitäler und Eisenbahnverbindungen werden mit EU-Mitteln gebaut oder zumindest teilfinanziert. Fragt man aber den einflussreichen Regionalpolitiker Bogdan Romaniuk, was er von der EU und ihrem Geldsegen halte, meint er bloss: «Wir sind enttäuscht.»

Der 49-jährige Romaniuk arbeitet seit siebzehn Jahren in führender Position in der Stadtverwaltung von Rzeszów. Im regionalen Parlament vertritt er zudem seine Partei Prawo i Sprawiedliwosc (PiS), Recht und Gerechtigkeit. Also die Partei, die im Herbst die nationalen Parlamentswahlen für sich entschieden hat und seither gern und oft als «konservativ», «europafeindlich» oder als «undemokratisch» kritisiert wird. Die PiS löste in Warschau die Platforma Obywatelska (PO; deutsch: Bürgerplattform) ab. Schon bei den Präsidentenwahlen zuvor hatte der PO-Kandidat im zweiten Wahlgang gegen seinen Herausforderer von der PiS-Partei verloren.

## Polen B

Den PiS-Politiker Romaniuk treffen wir in der Aula der Universität von Rzeszów, wo er an einer Konferenz über die Geschichte Polens teilnimmt. Er wisse sehr wohl, sagt Romaniuk auf unsere entsprechende Frage, dass kein anderer EU-Staat mehr Gelder aus Brüssel erhalte als Polen. Die Zahl der Projekte, die er in all den Jahren mit Hilfe von EU-Mitteln aus Europa realisiert hat, mag er nicht zählen, so viele seien es gewesen. Und doch: Romaniuk fühlt sich von Brüssel malträtiert.

Das Gebiet am Fuss der Karpaten mit seinen rund zwei Millionen Einwohnern gilt als Polens rechte Bastion, als Hochburg der PiS. Seit Jahrzehnten zählt diese Region zu den rückständigsten der Republik – es gebe kaum Industrie, es dominierten Klein- und Kleinstbetriebe in Dörfern

und Kleinstädten, zudem die Landwirtschaft, sagt Romaniuk. Die Region Vorkarpaten – sie ist die fünfgrößte Verwaltungseinheit des Landes – zählt zum sogenannten Polen B. Nirgends in Polen sei die Arbeitslosigkeit höher als in diesem Verwaltungsbezirk, sagt Romaniuk.

Nach dieser wirtschaftsgeografischen Schnellbleiche kommt der Lokalpolitiker wieder auf die EU zu sprechen. Sie benachteilige die polnische Landwirtschaft, meint er und rechnet vor: Ein deutscher Bauer erhalte zum Beispiel pro Hektare 340 Euro von der EU, der polnische Kollege hingegen lediglich 190 Euro.

Doch es gehe ihm nicht in erster Linie ums Geld, sagt der 49-Jährige: «Brüssel bevormundet uns.» Ihn störe zum Beispiel, dass der Partnerschaftsvertrag mit der EU Bedingungen nennt, die Polen erfüllen müsse, um EU-Gelder zu erhalten. Dieser legt auch fest, wofür das Geld verwendet werden soll. «Beim Beitritt zur EU waren wir davon ausgegangen», sagt er, «dass wir künftig eine wichtige Rolle in Brüssel spielen würden. Doch jetzt stellen wir fest, dass unsere Stimme im Vergleich zu unserer Grösse nicht ins Gewicht fällt.» Dabei sei Polen mit seinen knapp 40 Millionen Einwohnern doch das sechstgrößte Land in der EU, protestiert er.

Romaniuk wirft den bisherigen polnischen Regierungen vor, sie hätten brav und gehorsam alle Forderungen der Brüsseler Bürokraten erfüllt. «Seit Polen im Jahre 2004 der EU beigetreten ist, hat sich unsere Regierung viel zu wenig für die Interessen Polens eingesetzt.»

Die früheren Regierungen hätten die Mentalität der Polen nach westlichen Vorstellungen verändern wollen. Diese aber würden polni-

---

**«Jetzt stellen wir fest, dass unsere Stimme im Vergleich zu unserer Grösse nicht ins Gewicht fällt.»**

---

schen Werten widersprechen. «Polnische Werte?», fragen wir zurück. Die Region im Osten Polens, die Vorkarpaten, sei katholischer als der Rest des Landes, sagt Romaniuk. Die Scheidungsquote sei zum Beispiel deutlich tiefer als im übrigen Polen.

Um den Einfluss der katholischen Kirche in Polen zu verstehen, besuchen wir den Erzbischof von Warschau, Henryk Hoser. Er empfängt uns in seinem Pfarrhaus in Praga, einem Stadtteil auf der rechten Seite der Weichsel. Hier, unweit vom Fussballstadion, das mit Hilfe von EU-Geldern für die Europameisterschaft

2012 gebaut wurde, stossen auf engem Raum zwei Welten aufeinander: das privilegierte und das vernachlässigte Polen. Der Bezirk mit seinen 70 000 Einwohnern hat einerseits eine Luxusmeile mit schicken Restaurants und trendigen Shops. In Querstrassen stösst man andererseits auf Überbleibsel aus der Sowjet-Ära: Spelunken, Gemischtwarenläden und heruntergekommene Mietskasernen.

Praga atmet Geschichte. Nicht weit von hier, auf der anderen Seite des Flusses, standen am Ende des Zweiten Weltkriegs die Sowjets und schauten zu, wie deutsche Truppen die Stadt in Schutt und Asche legten. Zwei Tage bevor sie aus Warschau abzogen, zerstörten die Nazis in Praga auch die Kathedrale des Erzengels Michael und des St. Florian. Eine apokalyptisch wirkende Schwarzweissaufnahme des ausgebrannten Gotteshauses erinnert im Besprechungszimmer des Erzbischofs, das im Biedermeierstil möbliert ist, an die schlimme Zeit.

## EU-Musterschüler

Erzbischof Hoser, mit schwarzer Soutane und grossem Holzkreuz auf der Brust, ist zufrieden mit der Abwahl der alten Regierung. Sein Vorwurf: «Sie hatte sich von der christlichen Ethik weit entfernt.» Sie habe europäische Werte unterstutzt, obwohl diese von der Kirche abgelehnt würden. Und ebenso gravierend sei es, dass sie den Einfluss der Kirche aus der Politik verbannt habe: «Wir wurden zum Beispiel von der Diskussion über bioethische Probleme ausgeschlossen.»

«Natürlich» habe er den Gläubigen während des Wahlkampfes nie gesagt, welcher Partei sie ihre Stimme geben sollen, sagt der Geistliche. Aber er habe ihnen schon zu verstehen gegeben, wie er sich freuen würde, wenn ein gläubiger katholischer Politiker künftig die Regierung prägen würde. Die Kirche sei demokratisch und volksnah, meint der ehemalige Missionar: Im Schnitt würden an Sonntagen rund 40 Prozent der Polen Gottesdiensten beiwohnen. Diese Quote sei deutlich höher als etwa in Frankreich – «dort sind es bloss 20 Prozent». Und dermassen viele Polen würden die Beichte ablegen wollen, dass die Nachfrage kaum befriedigt werden könne, vor allem vor Ostern und vor Weihnachten. «Deshalb sorgen wir an diesen Spitzentagen dafür, dass die Beichtstühle bis in die Nachtstunden besetzt sind.»

Der Einfluss der katholischen Kirche kommt nicht von ungefähr. Sie sei für Polen ein wichtiges nationales Identifikationsmerkmal, sagt





**Nationales Identifikationsmerkmal:** Katholiken beim alljährlichen «Lednica 2000»-Treffen, 2015.



**Frustrierte Bürger:** PiS-Demonstranten in Warschau, 2015.



**Demokratie in Gefahr:** regierungskritische EU-Fans, 2016.

der Erzbischof. In den Jahren 1795 bis 1918, als Polen auf die Nachbarländer aufgeteilt war und es keinen polnischen Staat gab, war die polnische Kirche gleichbedeutend mit der Nation. «Für 80 Prozent der Bevölkerung ist diese Identität bis heute zentral», davon ist der Erzbischof überzeugt. Die Kirche sei in der turbulenten Geschichte des Landes nämlich stets ein stabiles Element gewesen.

EU-Frust und Skepsis gegenüber westlichen Moralvorstellungen sind nicht die einzigen Faktoren, die der PiS zum Wahlsieg verholfen haben. Ebenso wichtig war die wirtschaftliche Entwicklung. Die Öffnung gegenüber dem Westen und der Beitritt zur EU vor zwölf Jahren haben dem Land zwar gutgetan. Mit einem Wirtschaftswachstum von 3,6 Prozent gehört

Polen zu den Spitzenreitern der EU und gilt in Osteuropa als Musterschüler. Die Durchsetzung des freien Marktes erfolgte schockartig, über Nacht wurde die Kommandowirtschaft aus der kommunistischen Epoche abgeschafft. Im Jahr 2008 gab es dafür Bestnoten von der Weltbank: Die Transformation sei abgeschlossen, lobten die Experten die polnische Wirtschaftspolitik.

Vom Wachstum habe allerdings bloss eine schmale Elite profitiert, nicht aber die breite Masse, sagt der Warschauer Soziologe Andrzej Rychard. Polen sei zur Werkbank der europäischen, vor allem der deutschen Industrie degradiert worden. Viele fänden zwar eine Arbeit, aber nur in Teilzeit, zu Bedingungen, die man in Polen verächtlich *junk contract*-Jobs nenne.

Solche Schrottverträge haben heute knapp 30 Prozent der Arbeitnehmer unterschrieben. Damit malochen sie wie zu den Anfangszeiten des Kapitalismus. Die Firma kann sie von einem Tag auf den anderen auf die Strasse setzen, es besteht kein Ferienanspruch, der Arbeitgeber beteiligt sich nicht an den Kosten für die soziale Sicherheit. «Gleichzeitig», sagt Rychard, «haben gutausgebildete Arbeitskräfte immer grössere Schwierigkeiten, einen Job zu finden.» Damit wuchs in den vergangenen Jahren ein wachsendes Potenzial von frustrierten Bürgern heran. Viele wanderten aus. Bei denen, die blieben, konnte sich die PiS als Partei der Hoffnung profilieren.

Zu den rund zwei Millionen Auswanderern gehört Jazek A., den wir in einer Bar in Praga



«Widerstand»: Politologe Smolar.

treffen. Er lebt seit fünf Jahren in Irland. Als Flugzeugtechniker verdiene er dort heute ein Vielfaches dessen, was seine ehemaligen Kollegen in Polen erhielten. Zudem habe er bei Air Lingus sieben Wochen bezahlte Ferien und Sozialleistungen, von denen er in Polen nicht einmal träumen könnte. Jetzt ist der 35-Jährige während zweier Wochen auf Heimaturlaub, zusammen mit seiner vierköpfigen Familie. Er sei zwar froh und dankbar, dass die PiS an der Macht sei. Die sei sozialer als die Vorgängerregierung und habe bereits einen Teil der Wahlversprechen wahr gemacht. An eine Rückkehr nach Polen denke er aber nicht. Er lächelt verlegen: Als Quasi-Ersatz für die Heimat habe er in den beiden Kinderzimmern polnische Symbole angebracht – den weissen Adler auf rotem Grund, einen Kalender der PiS für das laufende Jahr und ein Bild des polnischen Papstes Johannes Paul II.

### Opposition mit schlechtem Image

Weil die PiS bei den Wahlen gut abgeschnitten hat, kann sie jetzt ohne Koalitionspartner regieren. Die neue Regierung setzt ihr Programm denn auch zügig um. Die Kinderzulage wurde bereits erhöht, eine neue Steuervorlage, die vor allem ausländische Banken und Einkaufszentren belasten soll, ist unterwegs. Zudem besetzt die neue Regierung die Spitzen staatlicher Medien mit PiS-Anhängern, erleichtert die Überwachung der Kommunikation und will die Arbeitsweise des Verfassungsgerichts so verändern, dass die Justiz regierungsfreundlich entscheidet. Gegen solche Massnahmen kommt es immer wieder zu Protesten: Die Demokratie sei in Gefahr, heisst es an den Samstagkundgebungen gegen die PiS-Politik. Sie beginnen am Sitz der Regierungschefin und enden beim Präsidentenpalast.



«Beichtstühle bis in die Nachtstunden besetzt»: Henryk Hoser, Erzbischof von Warschau.

Unter den Protestierenden ist auch der Politologe Aleksander Smolar. Er leitet in Warschau eine angesehene Denkfabrik, die unter anderem mit Geldern des Milliardärs George Soros gegründet wurde und sich für eine demokratische Gesellschaft in Polen einsetzt. Smolar sieht schwarz für Polen. Die PiS, sagt er energisch, sei eine radikale Partei, die die Demokratie verachte und die Volksrechte einschränken wolle. Die Demonstration stimme ihn allerdings optimistisch, sagt er laut, um den Lärmpegel der Kundgebung zu übertönen: «Es regt sich Widerstand.» Jetzt warte er auf seine Tochter und seinen Enkel, mit denen er zu dieser Demonstration verabredet sei.

### «Wird die Regierung aus dem Ausland kritisiert, wird sie daraus Kapital schlagen können.»

«Schliesslich geht es um die Zukunft der Jugend», sagt der 67-Jährige.

Die Demonstrationen sind allerdings schlecht besucht, wenn man die Grösse des Landes berücksichtigt. Die grösste Oppositionspartei, die liberale Bürgerplattform, hat mit ihrer Politik viele Wähler vor den Kopf gestossen. Die PO habe sich «überheblich und arrogant» gegeben, werfen ihr Kritiker vor. Ein Korruptionsskandal, der vor den Wahlen aufgefliegen war, schadet ihrem Image bis heute.

Die Regierungs- und die Oppositionspartei haben zwar dieselben Wurzeln: in der polnischen Gewerkschaft Solidarnosc, die in den achtziger Jahren Wegbereiterin für die Befreiung aus den Klauen der Sowjets war. Die PiS und die PO unterscheiden sich vor allem in ih-

rem Selbstverständnis. Die PO strebt danach, dass die Polen als «gute Europäer» anerkannt werden. Die regierende PiS zieht demgegenüber vor allem Bürger an, die das Unrecht nicht vergessen wollen, das dem Land im Zweiten Weltkrieg angetan wurde.

### Enttäuschter Manager

Wie stark diese Unterschiede bis ins Private ausstrahlen, musste ein ausländischer Manager erfahren. Er ist vor einigen Monaten nach Warschau gezogen und will sich dort einen Freundeskreis aufbauen. Deshalb lud er eine Schar von neuen Bekannten zu sich nach Hause ein, von denen er annahm, dass sie gut zueinander passen würden. Doch er musste eine herbe Enttäuschung erleben. Die Stimmung blieb kühl, frostig. Er habe eben, ohne es zu wissen, Anhänger der beiden Parteien PiS und PO bei sich versammelt, erklärte ihm ein Freund den Grund für den misslungenen Abend.

Im Ausland stösst die PiS-Regierung ebenfalls auf Kritik. Die westliche Empörung über diese sei allerdings kontraproduktiv, meint Jakub Dymek, der für die linke Publikation *Krytyka Polityczna* schreibt. Obwohl er kein Anhänger der PiS ist, hält er den Alarm für «übertrieben». Und heuchlerisch. Denn auch die PO habe, nachdem sie an die Macht gekommen sei, kräftig durchgegriffen: Sie habe ihr genehme Chefredaktoren eingesetzt und Beamte ernannt, die auf ihrer Linie gewesen seien. «Damals hat weder die ausländische Presse noch die Europäische Kommission dagegen protestiert», erinnert sich Dymek und warnt: «Wird die Regierung aus dem Ausland kritisiert, wird sie daraus Kapital schlagen können.» ○

# Linke Schlepper

Offiziell sind die Grenzen auf der Balkanroute dicht. Westliche Aktivisten versuchen weiterhin, illegal Flüchtlinge nach Europa einzuschleusen, und bieten kostenlose Schlepperdienste an. Für medienwirksame Aktionen setzen sie mitunter sogar das Leben von Flüchtlingen aufs Spiel. *Von Boris Kálnoky*

Die Balkanroute ist dicht, von Griechenland führt kein direkter Weg mehr ins nördliche Europa. Syrer können neuerdings auf Umsiedlung direkt aus der Türkei hoffen. Für alle anderen bleibt nur noch ein Ausweg: Schlepper. Das ist teuer und gefährlich. Ausser wenn die Schmuggler westliche Aktivisten sind, die es gratis machen. Die Auswirkung ihrer Aktionen kann erheblich sein: Sie haben massgeblich zur österreichischen Grenzöffnung am 4. September 2015 beigetragen.

Über die Website [www.fluchthelfer.in](http://www.fluchthelfer.in), einer in den USA registrierten indischen Domain, werben sie Privatleute an, die Flüchtlinge und Migranten über die Grenzen Europas bringen sollen. Dass solche Schlepperaktionen illegal sind, wird auf der Website deutlich gemacht. Interessenten werden ermutigt, ihre Anfragen verschlüsselt zu senden. Über die Seite wird auch Geld gesammelt, angeblich, um erappten Mitgliedern vor Gericht zu helfen.

Unklar ist, wie die Organisatoren in Kontakt zu den Migranten kommen. Hinter der Initiative soll laut Medien das Berliner Aktivistenkollektiv namens «Peng!» stehen. Alle im Web einsehbaren Angaben zur Eigentümerschaft der Seite, etwa ein «Escape Institute», scheinen fiktiv zu sein. Eine andere Gruppe wirbt unter dem Namen «NoBorders» auf Twitter und Facebook (nicht zu verwechseln mit der Gemeinschaft «No Borders»). Hier kann man eine «Website anfragen», diese ist also nicht öffentlich einsehbar. Der Verfasser dieser Zeilen hat angefragt – aber keine Antwort erhalten.

Grenzen seien Unterdrückung und gehörten abgeschafft, lautet die Ideologie der Aktionisten. Graffiti wie «Fuck your racist borders» zeigen die Präsenz von Grenzgegnern im griechischen Flüchtlingslager Idomeni. «Das haben keine Flüchtlinge, sondern Helfer aus westlichen Ländern geschrieben», sagen Bewohner des Lagers.

Am 14. März riskierten solche «Fluchthelfer» das Leben Hunderter Flüchtlinge. In einem auf Arabisch geschriebenen Flugblatt teilten sie den Lagerbewohnern mit, dass sie bald in die Türkei abgeschoben würden. Ein massenhafter Grenzdurchbruch – über einen eiskalten, von starken Regenfällen angeschwollenen Fluss – könne aber erfolgreich sein. Unterzeichnet war das Blatt mit «Kommando Norbert Blüm», um den (falschen) Eindruck zu erwecken, der frühere deutsche Arbeits- und Sozialminister habe etwas damit zu tun. Der war nämlich am Vortag in Idomeni gewesen.

Mehr als 2000 Flüchtlinge liessen sich zum illegalen Grenzübertritt verleiten und marschierten zum Fluss. Später war auf Fotos zu erkennen, wie westliche Jugendliche angsterfüllten syrischen Müttern und schreienden Kindern durchs Wasser halfen. Abgesehen vom eisigen Wasser als Gesundheitsrisiko für die Kinder, drohte Tod durch Ertrinken. Drei afghanische Migranten waren zuvor bei einer ähnlichen Überquerung ums Leben gekommen.

In den sozialen Medien schlachteten die «Helfer» die Aktion als «Marsch der Hoffnung» aus. Die Aktion endete indessen damit, dass alle Flüchtlinge von den mazedonischen Grenzen gefasst und zurück nach Griechenland geschickt wurden.

## Symbiose mit den Medien

Es ist nicht das erste Mal, dass scheinbare Verzweiflungsaktionen von Flüchtlingen durch westliche Aktivisten angezettelt worden sind. Eine ähnliche Aktion führte Anfang September zur Öffnung der österreichischen und deutschen Grenzen. Auch da hatten linke Fluchthelfer einen «Konvoi der Hoffnung» von Budapest nach Wien über die Autobahn initiiert, um Flüchtlinge illegal über die Grenze zu bringen. Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán rief seinen österreichischen Amtskollegen Werner Faymann an und be-

schied ihm, dass er leider Hunderte österreichische und deutsche Staatsbürger wegen Menschenschmuggels werde verhaften lassen müssen. Faymann seinerseits meldete sich bei Bundeskanzlerin Angela Merkel, und ein paar Stunden später waren die Grenzen offen. So schilderte es damals eine ranghohe Quelle in Budapest diesem Reporter.

Bei genauerem Hinsehen waren bei vielen medial wirksamen Zwischenfällen in der Flüchtlingskrise Aktivisten am Werk. Etwa, als in Idomeni parallel zum Brüsseler EU-Gipfel demonstriert und unter Rufen nach «Mama Merkel» deutsche Fahnen entrollt wurden. Die deutschen Fahnen konnten nur durch Dritte ins Flüchtlingslager gelangt sein. Als letzten Herbst «Flüchtlinge» an der slowenischen Grenze mit Tränengas zurückgetrieben werden mussten, waren es vor allem westliche Aktivisten gewesen, die die Polizei attackierten.

Auch der Versuch von Flüchtlingen, im Sommer die ungarische Grenze bei Röszke zu stürmen, hatte seinen Ursprung in einer von Aktivisten inspirierten Protestaktion. Bei vielen dieser Zwischenfälle kam es zu einer Symbiose zwischen westlichen «Menschenrechtlern» und westlichen Medien: Die Bilder eigneten sich perfekt für illustrierte Reportagen und für die Nachrichten im Fernsehen – welche schliesslich Druck auf die Politik erzeugten. ○



Massenhafter Grenzdurchbruch: Kampagne der «Fluchthelfer».

# Hallodri auf dem Weg nach oben

Die einen verdammen, die anderen verherrlichen ihn. Beides trifft es nicht. Als Oppositions-Leader konnte der vielfach belächelte Heinz-Christian Strache erstaunliche Erfolge verbuchen. Aber hat er die Substanz zum Kanzler? Eine Begegnung in Wien. Von Wolfgang Koydl und Gianmaria Gava (Bild)

Ganz klar ist nicht, wie es sich mit diesem Mann verhält: Ist er seiner selbst so ungemein sicher? Oder muss er sich seiner selbst stets aufs Neue versichern? Klar ist: Wo immer Heinz-Christian Strache in seinem Büro auch hinsieht, erblickt er Heinz-Christian Strache. Hier drei grossformatige Fotos an der Wand gegenüber vom Schreibtisch, dort eine überlebensgrosse Büste. Sie ist das Werk eines befreundeten Künstlers und soll Strache darstellen, wie er in zwanzig Jahren aussehen wird. Zärtlich streicht der 47-Jährige seinem Bronzewilling übers Haar: «Wenn ich mich im echten Leben so gut halte», lacht er, «kann ich zufrieden sein.»

Keine Frage: Österreichs derzeit populärster und erfolgreichster Politiker legt Wert auf Aussenwirkung und Aussehen. Den altmodischen Doppelvornamen hat er zu HC verkürzt wie «Dallas»-Ölboss Ewing den seinen zu J.R.; das leger gefaltete Einstecktuch im Sakko zeugt von Modebewusstsein, das Kettchen am rechten Handgelenk von jugendlicher Lässigkeit. Der Anzug ist selbstverständlich modisch *slim-line* geschnitten. Nur hier und da scheint er ein wenig zu kneifen. Seit Kettenraucher Strache den Zigaretten abschwor, hat er ein paar Kilogramm zugelegt. Daran arbeitet er, was nicht immer leichtfällt: «Ich bin nun mal auch ein Genussmensch.»

## Historische Zäsur

Stichtag für den Nikotinentzug war der Wahltag des 11. Oktober letzten Jahres, und wenn man die Hintergründe dieses Datums kennt, muss man Straches Willenskraft noch mehr bewundern. Denn andere hätten unter dem Eindruck der Schlappe, die er an jenem Tag einstecken musste, vermutlich erst mit dem Rauchen oder einem anderen Laster begonnen. Eigentlich waren alle Beobachter davon ausgegangen, dass Straches Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) bei den Wahlen für den Wiener Landtag und den Gemeinderat zum ersten Mal in der Geschichte des «Roten Wien» die Sozialdemokraten vom ersten Platz in der Wählergunst verdrängen würde. Es wäre eine historische Zäsur gewesen, ein Fanal mit landesweitem Echo. Doch am Ende verteidigten die «Roten» ihren Führungsanspruch, die Freiheitlichen blieben deutlich hinter ihren Erwartungen zurück.

Inzwischen ist die Schlappe vergessen, und Strache befindet sich wieder auf der Siegerstrasse, auf der er seit Jahren voranprescht. Als

er 2005 die Führung der von der ehemaligen Lichtgestalt Jörg Haider in die Bedeutungslosigkeit geführten, gespaltenen und demoralisierten Partei übernahm, krebste diese auf Bundesebene in der Wählergunst bei 3 Prozent. Heute sehen Umfragen die FPÖ mit 34 Prozent auf dem ersten Platz vor der sozialdemokratischen SPÖ und der bürgerlichen Volkspartei ÖVP. Könnten die Österreicher ihren Bundeskanzler direkt wählen, würden 36 Prozent Strache den Vorzug geben. Woher kommt dieser Zuspruch?

Die *gravitas*, die man von einem Regierungschef erwartet, kann es nicht sein. Strache wirkt lässig, eher wie ein Partytyp als wie ein seriöser Denker. Er hat etwas von einem österreichischen Hallodri: charmant, aber mit einem halb-

## Strache wirkt lässig, eher wie ein Partytyp als wie ein seriöser Denker.

seidenen Anflug. Substanz? Eher weniger. Er ist verbindlicher als Haider, dessen jugenhafter Charme seine dunkle Seite nicht verbergen konnte. Nein, Strache ist keiner, vor dem man sich fürchten müsste.

Doch das tun nicht wenige Österreicher, denen unwohl ist angesichts mancher Sprüche Straches. Etwa, wenn er von der «Krankheit Homosexualität» spricht, den Halbmond nur am Nachthimmel gelten lässt, und die «Maul- und Klauenseuche» osteuropäischer Arbeiter so diagnostiziert: Sie maueln, wenn sie arbeiten müssen, sie klauen, wenn sie keine Arbeit haben. Und unvergessen ist der legendäre Wahlkampfeslogan seiner FPÖ: «Daham statt Islam».

Das kommt an bei kleinen Leuten, und aus dem Wiener Kleinbürgertum stammt auch Strache. Aufgezogen wurde er von der vergötterten Mutter, nachdem der Vater – ein später 68er – aus dem Erwerbsleben ausgestiegen und sich aus dem Staub gemacht hatte. Da war Strache drei Jahre alt gewesen. Doch deshalb sei er nicht «rechts geworden», meinte er später.

Aufs Gymnasium wollte er nicht, die Schule brach er ab, ebenso sein Studium. Stattdessen lernte er Zahntechniker und machte sich selbstständig. «Das war mir sehr wichtig», beteuert er. Dennoch schlummert da ein Minderwertigkeitskomplex des Nichtakademikers in einem Land, in dem die Frau Doktor und der Herr Professor automatisch einen gesellschaftlichen Bonus haben.

Und dann ist da noch die bräunliche Vergangenheit Straches. Er selbst macht keinen Hehl daraus, dass er als jugendlicher Kontakte zu Neonazi-Gruppen wie der Wiking-Jugend oder der Deutschen Volksunion hatte. Er hat diese Verbindungen nie abgestritten, die er nicht einmal Jugendsünden nennen würde. «Ich habe mir damals vieles angesehen», meint Strache, «ich war auch bei der Jungen ÖVP, bei der Sozialistischen Jugend und sogar in einem Caritas-Jugendlager.» Dann aber habe er sich für die Freiheitlichen entschieden. «Der eine oder andere» von damals, meinte er einmal, sei halt «leider falsch abgebo-gen».



«Das Volk hat immer recht»: FPÖ-Chef Strache vor

Er hingegen befindet sich augenscheinlich auf dem richtigen Weg, wobei richtig eben auch rechts bedeutet. Ein Verbündeter ist die «Alternative für Deutschland», und im Europaparlament teilt sich die FPÖ eine Fraktion mit Frankreichs Front national, Italiens Lega Nord und der PVV des Niederländers Geert Wilders. Martin Schulz, der Präsident des Parlaments, nennt Strache denn auch erwartungsgemäss einen Nazi.

Aus diesem Mund sind solche Ausfälle wohlfeil und belanglos. Aber ein Rest von Unbehagen begleitet Strache bei den österreichischen Wählern. Die Frage ist, ob er die Zweifel abschütteln kann bis zur nächsten Nationalratswahl in zwei Jahren. Bei der Frage nach dem Sprung ins Kanzleramt wiegelt Strache denn auch routiniert ab: «Man soll's nicht verschreien», verwahrt er sich gegen jegliche Spekulation.

Rückenwind erhalten Strache und seine Partei durch die Migrantenkrisen, in deren Mittelpunkt Österreich seit Monaten steht. Kein

anderes Land hat, umgerechnet auf die Bevölkerungszahl, mehr illegale Zuwanderer verkraften müssen als die kleine Alpenrepublik. Schuld daran war, so Strache, die «sozialromantische Einladungs- und Willkommenskultur», die die Wiener Regierung von der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel abgekupfert hatte. Nun aber hat Österreich das Steuer um 180 Grad herumgerissen. Wo Bundeskanzler Werner Faymann einst Grenz-

---

**«Jetzt verstehen Sie, warum ich sage, dass wir eine Lügenobergrenze für Politiker brauchen.»**

---

sperren als «Türl mit Seitenteilen» austriakisch verniedlichte, zieht Wien nun kilometerlange Grenzzäune und will sogar Truppen zur Abwehr der Migranten auf den Balkan entsenden.

«Zu wenig, zu spät», rügt Strache. Er würde als Kanzler dafür sorgen, dass Wien in seiner

geopolitischen Nachbarschaft wieder eine stärkere Rolle spielt. Habsburg lässt grüssen. Und bei ihm würde das Bundesheer nicht «als Willkommenskomitee Gulasch verteilen und Flüchtlinge an die deutsche Grenze schaffen».

**«Lieber zum Schmied als zum Schmiedl»**

Seitdem die Regierung Faymann klar auf Distanz zu Berlin gegangen ist, sehen die Deutschen den kleinen Nachbarn mit anderen Augen – nicht mehr als nibelungentreuen Verbündeten, sondern als gehässigen Fremdenfeind von fast schon ungarischer Ausprägung. Schliesslich reden und handeln Faymann und seine Minister mittlerweile genau so, wie Strache und seine Mitstreiter seit eh und je reden und handeln würden, wenn man sie denn liesse. Befürchtet der FPÖ-Chef nicht, dass er die Regierung so weit vor sich hergetrieben hat, dass nun eher sie bei den Wählern punktet als er selbst? Schliesslich wird am 24. April der Bundespräsident gewählt.

Strache bleibt entspannt. «Es ist eine alte Weisheit, dass man lieber zum Schmied als zum Schmiedl geht», bekräftigt er die Vorzüge des Originals gegenüber Kopien. Faymanns «vermeintliche Kehrtwende» sei lediglich «ein Tarnen und Täuschen». Zudem sei durch eine Athener Indiskretion ein Telefongespräch bekanntgeworden, in dem der Kanzler den griechischen Ministerpräsidenten Alexis Tsipras um Verständnis für den harten Flüchtlingskurs bat. «Du musst verstehen», parodiert Strache den Kanzler, «ich habe Druck wegen der Präsidentschaftswahlen und muss quasi die eigene Bevölkerung täuschen.» Strache schüttelt den Kopf: «Jetzt verstehen Sie, warum ich sage, dass wir eine Lügenobergrenze für Politiker brauchen.»

Allerdings verdankt die FPÖ ihre Zugkraft nicht nur ihrer Migrationspolitik. «Wir sind eine neue, soziale Volkspartei», bekräftigt Strache und zählt die Politikschwerpunkte auf – von Steuersenkungen über Bildung bis hin zu mehr Mitbestimmung durch die Wähler. «Direkte Demokratie ist immer richtig», meint er mit ausdrücklichem Verweis auf die Schweiz. «Das Volk hat immer recht.» Die FPÖ möchte daher ein Initiativrecht für die Stimmbürger in der Verfassung verankern. Lebhaft wird Strache beim Thema Europa. Auch er wünscht sich, wie die Briten, Neuverhandlungen über Österreichs Mitgliedschaft und eine Volksabstimmung. Gerade «überzeugte, aufrichtige Europäer» müssten gegen diesen «Verein» EU sein, der «mit Volldampf gegen die Wand» fahre. Es hätte auch Alternativen zu einem Beitritt gegeben, meint er: «Wir hätten die grosse Chance gehabt, zusammen mit der Schweiz im Herzen Europas einen neutralen Block zu bilden, der eine wichtige Rolle als Mediator hätte spielen können.»



Selbstporträts in seinem Büro.



*Falsche Hoffnungen:* Bergung an der libyschen Küste.

## Die Geister von Garabulli

Während in Griechenland gestrandete Flüchtlinge eine Ausweichroute nach Mitteleuropa suchen, setzen Afrikaner wieder zunehmend von Libyen nach Italien über. Die Bootsmigranten sterben reihenweise. *Von Kurt Pelda*

Einmal mehr verpassen die Weltmedien die wahre Tragödie. Während die Fernsehkameras auf die Flüchtlinge im improvisierten griechischen Lager von Idomeni fokussieren, ertrinken vor Nordafrikas Küste Dutzende von Migranten – still und unbemerkt von der Weltöffentlichkeit. Zum Beispiel die drei namenlosen jungen Schwarzafrikaner am Sandstrand der libyschen Kleinstadt Garabulli. Während Reste ihres zerfetzten grauen Schlauchboots noch in der Brandung dümpeln, haben die Wellen den Männern Hosen und Unterwäsche von den Beinen gespült. Die Oberkörper sind in den Treibsand eingesunken, die Gesichter unsichtbar. Nur Beine und Hände ragen noch aus dem Sand wie Mahnmale.

### Kein Platz im Leichenschauhaus

Einer der Ertrunkenen hält noch ein langes Elektrokabel in der Hand. Das andere Ende ist um ein Stück Styropor mit einer kleinen, wasserdichten Signallampe gewickelt. Obwohl die Männer schon seit Stunden tot sind, blinkt das rote Licht unaufhörlich – ein Notsignal, das niemand gesehen hat. Es ist Freitag, der islamische Sonntag, und viele Einheimische sind mit Kind und Kegel an den Sandstrand gekommen, an die malerische Bucht mit dem türkisblauen Wasser. Vereinzelt hat es kleine Ferienhäuser gleich hinter dem Strand. Die Besitzer bemühen sich, Rasen anzulegen.

Sprinkler bewässern den sandigen Boden mit dem schütterten Grastepich, während unten am Ufer Leichen angespült werden.

Bei unserem Strandspaziergang sehen wir sieben Wasserleichen, die meisten von ihnen frisch, einige noch mit ausgebildeter Totenstarre. Ein junger Mann trägt eine orangefarbene Schwimmweste. Entweder war es eine Fälschung ohne ausreichenden Auftrieb, oder der Afrikaner ist auf der Wasseroberfläche an Unterkühlung gestorben. Noch ist das Meer eigentlich zu kalt und zu stürmisch, um die Überfahrt zu wagen zur 300 Kilometer entfernten italienischen Insel Lampedusa. Doch die Hoffnung der jeweils rund sechzig bis siebzig Passagiere pro Schlauchboot ist es gar nicht, es bis dorthin zu schaffen, sondern ausserhalb der libyschen Zwölfmeilenzone auf eines der europäischen Schiffe zu stossen,

### In Süditalien sind allein in den letzten Tagen mehr als 4000 Migranten angekommen.

welche die Migranten aus dem Wasser fischen und nach Sizilien bringen. Die Toten von Garabulli hatten sich da offensichtlich falsche Hoffnungen gemacht. Wahrscheinlich kenterte ihr Boot noch in den libyschen Territorialgewässern.

Nicht weit von der Leiche mit der Schwimmweste entfernt liegt eine Winterjacke im Sand, daneben eine Tube Zahnpasta und eine Zahnbürste. Papiere oder andere persönliche Gegenstände finden sich keine. Das namenlose Opfer befindet sich möglicherweise noch draussen im Meer. Die Leiche eines älteren Schwarzafrikaners haben Strandspaziergänger weit von der Wasserlinie entfernt abgelegt. Maden und Insekten setzen der Leiche zu, und streunende Hunde haben das Ohr des Toten angeknabbert. Ein älterer Libyer erzählt, der Tote liege schon seit zehn Tagen da.

Eine Bergungsmannschaft des Roten Halbmonds trifft mit einem grossen Pritschenwagen am Strand ein. Unter den Helfern befinden sich auch zwei junge Frauen. Ihre Haare unter dem Kopftuch werden von der steifen Brise durcheinandergewirbelt. Ein Mann mit Brille und mit dem Emblem des Roten Halbmonds auf seinem roten Gilet macht bei jeder Leiche Notizen. Ein leeres Papier wird mit Angaben zu Fundort und Leiche beschriftet und dem toten jungen Afrikaner unter die Schwimmweste gesteckt, damit der Fotograf seine Bilder schiessen kann. Während fotografiert wird, breiten die restlichen Helfer nebenan einen grossen Leichensack aus. Mit vereinten Kräften heben sie den Toten auf den weissen Plastik, falten diesen zusammen und schliessen den Reissverschluss. Das war's dann

auch. Der Tote müsse vorerst am Strand bleiben, denn das Leichenschauhaus von Garabulli sei schon überfüllt, erklärt der Chef der Mannschaft, ein grosser schwarzer Libyer mit Brille, weissem Arbeitsanzug und Gummistiefeln. Zumindest vor den Blicken der Passanten und den Hunden seien die Leichen so sicher, fügt er betreten hinzu.

### Signallampe als Souvenir

Durch die vorläufige Schliessung der Balkanroute wird das vom Bürgerkrieg geschüttelte Libyen für Schlepper und Migranten wieder attraktiver. Im letzten Jahr reisten viele tausend nordafrikanische Migranten in die Türkei, um dann mit dem Schlauchboot die wenigen Kilometer bis zu einer der vorgelagerten griechischen Inseln zurückzulegen. Nach dem Abschluss des Flüchtlingsabkommens zwischen der EU und der Türkei kommen zwar immer noch erstaunlich viele Migranten nach Griechenland, doch weist der Trend bezüglich der letzten Monate – auch wetterbedingt – eindeutig nach unten. Nordafrikanische Migranten, also vor allem Marokkaner und Algerier, werden künftig wohl wieder vermehrt von Libyen aus aufbrechen. In Süditalien, wo es seit Jahresbeginn eher ruhig war, sind allein in den letzten Tagen mehr als 4000 Migranten angekommen. Wenn das so weitergeht, könnten in Italien bald wieder mehr Migranten und Flüchtlinge landen als in Griechenland. 91 Prozent der in Nordafrika mit Ziel Italien gestarteten Migranten stachen 2015 von libyschen Stränden und Häfen in See.

Hinter der Bucht von Garabulli ist inzwischen die Sonne untergegangen. Endlich erreicht das Bergungsteam in der Dämmerung die drei sandbedeckten Afrikaner. Bei auffrischendem Wind fangen die Männer an, die Leichen auszugraben. Immer wieder brechen sich Wellen an den Toten, die Libyer graben und ziehen an Armen und Beinen. Doch der Sand und das Meer wollen die Ertrunkenen noch nicht hergeben. Der Chef entscheidet deshalb, die Arbeit für heute abzubrechen und sie morgen bei hoffentlich ruhigerem Seegang fortzusetzen. Vorher muss aber noch das rote Notsignal ausgeschaltet werden. Der Chef löst die Lampe aus ihrer Halterung und schraubt den Deckel ab, um die Birne herauszunehmen. Dann bringt er die Signallampe zum Pick-up, wie ein kleines Souvenir. Wir steigen auf und preschen in der einbrechenden Dunkelheit den Strand entlang. Nach anfänglichem Schweigen diskutieren die Helfer, lachen und schäkern mit den beiden Frauen. Für Menschen, die solche Tragödien noch nie aus der Nähe erlebt haben, wirkt das befremdlich, vielleicht sogar respektlos. Doch der Eindruck trägt. Die Libyer, die jeden Tag derart bedrückende Arbeit verrichten müssen, wollen nur die Geister der Toten abschütteln, bevor sie in ihr Leben zurückkehren. ○

## Schweiz

# Soldaten an die Grenze

**Sollte das Grenzwachtkorps durch einen Migrantenansturm überfordert werden, könnten laut Planspielen ein bis zwei Armeebataillone zum Einsatz kommen.**



*Einsatzbereit:* Schweizer Soldaten.

Seit die Balkanroute versperrt ist, sind Zehntausende Migranten und Flüchtlinge in Griechenland gestrandet. Nun suchen Schlepper fieberhaft nach einer Alternative. In der westgriechischen Kleinstadt Mesolongi hat die Polizei bereits einen Schmugglerring ausgehoben, der Migranten mit einem kleinen Propellerflugzeug für umgerechnet 5000 bis 8000 Franken pro Kopf nach Italien flog. Aber auch der Seeweg nach Italien, entweder direkt von Griechenland oder via Albanien, rückt wieder in den Fokus. Wenn Migranten und Flüchtlinge aber wieder verstärkt über Italien einreisen, wird das auch die Schweiz an ihrer Südgrenze zu spüren bekommen.

Für den Fall eines Ansturmes, der die rund 2000 Mitarbeitenden des Grenzwachtkorps überfordern würde, wird in Bern über einen ergänzenden Armeeinsatz an der Südgrenze oder an anderen sogenannten Hotspots nachgedacht. Laut Planspielen sollen dabei zwei Bataillone mit WK-Soldaten in Marsch gesetzt werden – eines aktiv und das andere als Reserve, wie aus Schweizer Militärkreisen zu erfahren ist. Es kann sich dabei um Infanterie-, Panzer- oder Artillerieeinheiten handeln, die Soldaten müssten einfach in der Lage sein, die Grenze zu schützen, indem sie das Grenzwachtkorps zum Beispiel bei Beobachtungsaufgaben unterstützen.

### Libyen als Sprungbrett

Ziel der ganzen Aktion ist es nicht etwa, die Grenze für Flüchtlinge zu schliessen, sondern eine kontrollierte Einreise sicherzustellen. Es soll nicht wie in Deutschland geschehen, dass Migranten aller Art ohne

jegliche Kontrolle ins Land kommen. Zu den diskutierten Aufgaben der Armee könnte es bei einem entsprechenden Anstieg der Migrantenzahl auch gehören, Auffanglager für die Ankömmlinge aufzubauen und zu schützen. In diesen nähme dann der Asylprozess seinen Anfang. Soldaten sollten an der grünen Grenze im Idealfall nur unterstützende Aufgaben wahrnehmen, also zum Beispiel einen Grenzabschnitt beobachten und auffällige Menschenansammlungen dem Grenzwachtkorps melden. Dieses müsste dann dafür sorgen, dass die Ankömmlinge registriert und in ein Empfangszentrum überstellt werden.

Ob es wirklich so weit kommt, ist aber noch vollkommen ungewiss. Die Saison der Bootsmigranten hat im zentralen Abschnitt des Mittelmeers, also in Tunesien, Libyen und Ägypten, eben erst begonnen. Es wäre allerdings nicht das erste Mal, dass Schlepper und Flüchtlinge lange Umwege

### Es sollen nicht wie in Deutschland Migranten ohne Kontrolle ins Land kommen.

in Kauf nähmen, um an ihr Ziel zu kommen. Wenn zum Beispiel Marokkaner bis in die Türkei reisen, um von dort illegal in die EU zu gelangen, ist auch der umgekehrte Weg denkbar. Dabei bietet sich vor allem Libyen als Sprungbrett an.

Bevor die Balkanroute erschlossen wurde, waren unzählige Syrer nach Libyen geist, um von dort mit Hilfe von Schleppern nach Italien überzusetzen. Heute ist das etwas schwieriger, weil Syrer inzwischen die Bürgerschaft eines Libyers und ein Visum benötigen. Inklusiv Direktflug von Istanbul nach Libyen kostet all das umgerechnet rund 500 Franken. Obwohl die Überfahrt von Libyen aus wesentlich länger ist als von der Türkei nach Griechenland, liegen die Preise für den Menschen-smuggel in Libyen nicht höher. Ein Syrer, der von der Türkei via Libyen nach Italien fahren möchte, muss also mit Mehrkosten von etwa 500 Franken rechnen. Allerdings steht diese Route vorerst nur Flüchtlingen mit einem gültigen Reisepass offen. Jedenfalls fehlt es Schleppern nur selten an zündenden Ideen. Kurt Pelda



*Frau als Kunstwerk*: Maler David Hockney, Model Maudie James, Künstler Peter Schlesinger (v.l.).





## Aufstieg der Mode

Von Claudia Schumacher

**E**s ist eigentlich nur eine Zeitschrift für Frauenmode. Aber auch nur eigentlich. «Wenige Publikationen, ganz gleich, wie schick oder bedeutend sie sind, hatten einen vergleichbar anhaltenden, kulturellen Einfluss auf die britische Gesellschaft wie die britische *Vogue*», schrieb die Zeitung *The Guardian* gerade hochtönend und aus aktuellem Anlass. Die britische *Vogue* feiert ihr hundertstes Erscheinungsjahr. Dazu zeigt die National Portrait Gallery jetzt in einer Ausstellung die besten Fotografien der Frauenzeitschrift.

Das Bild hier ist aus dem Jahr 1969, da war das goldene Zeitalter der Supermodels noch lange nicht angebrochen. Dennoch zeugt die Fotografie bereits von einer gesellschaftlichen Entwicklung, welche untrennbar mit der *Vogue* verbunden ist: the *rise of fashion* – der Aufstieg der Mode in die Sphären der Kunst. Auf dem Bild zu sehen: der Maler David Hockney an den Pinseln, auf dem Boden Peter Schlesinger (Künstler sowie Geliebter Hockneys), im Zentrum das Model Maudie James. Interessant an dem Bild ist die Hierarchisierung. Das Kunstwerk im Hintergrund: Staffage. Die Männer: der Rahmen. Die Frau oder vielmehr das schillernde Kleid: der zentrale Blickfang, das eigentliche Kunstwerk. Will man das Bild noch ein wenig überinterpretieren, lässt sich feststellen: Es ist das Model, das dem Künstler sagt, wo es langgeht. Der steht da wie ein Bub und hört ihr zu.

### Macht der Schönheit

Worin liegt die scheinbar natürliche Autorität der Frau? Auf den ersten Blick: in ihrer Schönheit. Ob das Kleid der Frau oder die Frau dem Kleid diese Macht verleiht, ist nicht weiter von Bedeutung. Gemeinsam bilden sie eine Einheit, die einnimmt. Eine Macht, die sich insgeheim wohl jede Frau wünscht, was wiederum die Bedeutung der *Vogue* erklärt – oder eben umgekehrt. Gemacht hat das Bild Sir Cecil Beaton, Hoffotograf der britischen Königsfamilie und des Verhältnisses von Position und realer Macht entsprechend kundig.

Dass auf einer kunstvollen Fotografie wie dieser die Mode und die Kunst ein familiäres Miteinander pflegen, ist nicht allzu verwunderlich. Es ist ein *Vogue*-Bild! Erstaunlich wird die Komposition erst im neuen Kontext des jetzigen Ausstellungsortes: der National Portrait Gallery, eines der wichtigsten Kunstmuseen des Landes. «Modedefotografen sind die neuen Maler», behauptete passend dazu Modedefotograf Peter Lindbergh bei der Eröffnung einer seiner Ausstellungen in der Pariser Gagosian Gallery 2014. Es ist ein Phänomen

des 21. Jahrhunderts: Die Modedefotografie hat den Ruhm des Kommerziellen ablegen können – zumindest wird er ihr nicht mehr zum Vorwurf gemacht.

Von dieser Entwicklung profitieren nicht nur die Modedefotografen, deren Ausstellungen seit einigen Jahren in den Grosstädten zu den Kassenschlagern zählen. Modedesigner selbst werden zunehmend nicht mehr in Textil- oder Designmuseen gezeigt, sondern in wichtigen Kunsthäusern. 2011 wurde die Blockbuster-Ausstellung «Alexander McQueen: Savage Beauty» im Metropolitan Museum of Art in New York gezeigt, einem der namhaftesten Kunstmuseen der Welt.

Auch die britische Ausstellung zu Ehren des *Vogue*-Jubiläums hätte im Victoria and Albert Museum stattfinden können, dem renommierten Designmuseum Londons. Doch die Mode ist aufgestiegen – zentral eben auch wegen dieses Modeblatts, das grosse Fotografen und

---

### Es ist das Model, das dem Künstler sagt, wo es langgeht.

---

Künstler seiner Zeit zu gewinnen vermag und das in der Hauptzentrale eine Frau als Chefin sitzen hat, die international wohl bekannter ist als jeder Chefredaktor jeder Politpublikation: die Chefin der amerikanischen *Vogue*, zurzeit Anna Wintour. Eine der gefürchtetsten Personen im Milliardengeschäft mit der Mode.

Die britische *Vogue* ist hundert Jahre alt, die älteste ist sie aber nicht. Es war bereits 1892, vor 124 Jahren, als die erste *Vogue* in New York erschien, als Wochenblatt designiert. An leitender Stelle stand damals Arthur Turnure, der als Herausgeber und Zugehöriger der oberen Zehntausend schon bekannt war. Auch wenn wohl damals niemand wissen konnte, dass die amerikanische *Vogue* eines Tages weltweit erhältlich sein würde und nationale *Vogues* in zwanzig weiteren Ländern zu den meistverkauften Magazinen zählen sollten, so war ihr eine gewisse Bedeutung doch in die Wiege gelegt. Selbstverständlich sind sich jetzt, bei der Ausstellungseröffnung in London, nun die Prominenten – von Jerry Hall über Derek Blasberg zu Dakota Johnson – gegenseitig auf die Füße getreten. Eine fehlte jedoch: Supermodel Kate Moss, durch die britische *Vogue* mit nur vierzehn Jahren in den Neunzigern zur Ikone des Heroin-Chic gemacht.

*Vogue 100. A Century of Style.* National Portrait Gallery, London. Bis 22. Mai 2016.

# Das Gen, das gefährliche Wesen

Von Axel Meyer — Gender-Forscherinnen oder Geisteswissenschaftler schmähen die Biologie gerne als «Biologismus». Als Genetiker finde ich das töricht. Kultur- und Naturwissenschaftler sollten miteinander statt übereinander reden.

Die meisten Biologen oder Genetiker kennen das Wort Biologismus nicht. Auch ich hörte es erst vor einigen Jahren. Es war am Wissenschaftskolleg zu Berlin, wo ich neun Monate mit anderen Fellows, meist Geisteswissenschaftlern, verbrachte – und zum ersten Mal von der Pöpsel der Gender Studies, Judith Butler, hörte. Seitdem habe ich viele Kollegen weltweit gefragt, ob sie je von Biologismus gehört hätten. Niemand, wirklich keiner der Dutzenden von Evolutionsbiologen und Genetikern, kannte dieses Wort oder Judith Butler – deren Wikipedia-Eintrag es immerhin in 38 Sprachen gibt. Wir leben in wissenschaftlichen Parallelwelten: Unser Forschungsgebiet ist ein Feindbild, und wir wissen es nicht einmal. Denn es findet (fast) kein Austausch zwischen den Disziplinen statt.

## Die Welt mit Scheuklappen sehen

Aber warum ist Biologismus so negativ besetzt bei Genderistinnen, Kulturisten und Feuilletonisten? Nun, der Begriff riecht nach Sozialdarwinismus, nach genetischem Determinismus – also nach allem, was Kulturwissenschaftlern, deren Forschungsgebiet Menschen und ihre kulturellen Interaktionen sind, suspekt ist. Zunächst einmal gilt, dass in den Naturwissenschaften Ismen – also Ideologien – nicht nur verpönt, sondern fast gänzlich unbekannt sind. Bei uns werden widerlegbare Hypothesen und Theorien getestet, mit Zahlen, Messungen, belastbaren Daten und, was entscheidend ist, mit Experimenten. Diese Forschungsansätze stehen den Geisteswissenschaften in weit geringerem Masse zur Verfügung. Ismen reflektieren zudem Vorurteile und Weltanschauungen. Das ist immer schlecht, aber ganz besonders in der Wissenschaft. Mit Ismen sieht man die Welt mit Scheuklappen, man verschliesst sich vor messbaren Daten und Fakten, die alternative Erklärungen unterstützen und bisherige Theorien in Frage stellen könnten.

Der berühmte Genetiker Theodosius Dobzhansky von der Columbia University schrieb 1973 einen vielzitierten Aufsatz mit dem Titel: «Nothing in Biology Makes Sense, Except in the Light of Evolution». Alle biologischen Phänomene müssen immer zunächst im Lichte der Evolution interpretiert werden. Ich würde sogar noch weiter gehen und behaupten, dass nichts im Leben Sinn ergibt, ohne dass man zuerst die Biologie berücksichtigt. Das trifft selbst auf den Menschen zu, die offensichtlich kulturellste aller Arten.

Auch unsere evolutionäre Vorgeschichte ist in unserem Genom abzulesen. Denn wir sind weder von Gott aus dem Nichts erschaffen noch von Aliens auf diesem Planeten abgesetzt worden, sondern wir haben eine gemeinsame Verbindung mit allen Organismen; eine besonders enge natürlich mit unseren genetisch fast identischen Verwandten unter den Primaten. Daher wäre ich für Pflichtkurse in Biologie, Genetik und Statistik an Universitäten – auch für Geisteswissenschaftler. Auf der anderen Seite wären Vorlesungen in Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie sicher auch horizontweiternd für Studenten der Naturwissenschaften.

Wegen unserer evolutionären Vorgeschichte sollte die zu widerlegende Nullhypothese daher sein: «Biologie zuerst». Natürlich ist Biologie – beispielsweise in der Form genetischer Unterschiede – nicht immer oder vielleicht sogar fast nie die alleinige Ursache von beobachteten Unterschieden, beispielsweise zwischen den Geschlechtern. Genauso wie umgekehrt auch Kultur allein meist nicht alles erklären kann. Die Welt ist eben nicht schwarz oder weiss, sondern eher grau – manchmal weisser,

## Insbesondere Gender-Mainstreaming hat wenig mit Wissenschaft zu tun.

manchmal schwärzer. Erst wenn es erwiesen ist, dass Kultur und Umwelt einen grösseren Beitrag zu einem gemessenen Unterschied zwischen Geschlechtern oder Menschengruppen leisten, sollte dies als Antwort akzeptiert werden. Keinesfalls sollte a priori angenommen werden, dass sich alles durch Umwelt/Kultur erklären lässt, wie jene die Biologie ignorierenden Kulturisten glauben.

Natur und Umwelt (Kultur) treffen sich auch in der sogenannten Epigenetik, einer «Über-genetik», die den Einfluss von Ernährung, Umwelt, Traumata et cetera auf Funktion und Zusammenspiel von Genen erforscht. Wir wissen inzwischen, dass frühere Erlebnisse epigenetische Veränderungen an unserem Erbmaterial hinterlassen können, die dann auch künftige Verhaltensunterschiede innerhalb einer Lebensspanne zumindest teilweise erklären können. So werden selbst genetisch identische eineiige Zwillinge mit zunehmendem Alter durch unterschiedliche Erfahrungen unterschiedlicher, denn auch deren eigentlich

gleiche Gene werden zum Teil unterschiedlich angeschaltet. Die Evolution hat diese epigenetischen Spielräume ebenfalls im Blick und über Generationen hinweg auf das passende Mass selektiert.

Dabei determiniert die Genetik nie in dem Sinne, wie Kulturwissenschaftler es ihr unterstellen, sondern schafft nur Voraussetzungen und Grenzen, innerhalb derer auch noch so gute Umwelteinflüsse nicht aus jedem Albert einen Einstein machen können. Wirkliches genetisches Schicksal oder biologischen Determinismus in dieser Art gibt es nur sehr selten in Form von genetischen Krankheiten, die auf einzelnen mutierten Genen basieren und im klassischen genetischen Sinn vererbt werden. Unter solch seltenen Umständen wird man, egal wie gesund man lebt, immer krank, wenn man eine bestimmte Variante dieses Gens besitzt.

## Evolution lebt von der Variation

Doch die meisten komplexen körperlichen Merkmale oder Krankheiten ebenso wie kognitive Fähigkeiten und psychologische Probleme haben keine einfache mendelsche Basis, sondern werden durch viele Gene und deren Interaktionen miteinander und mit der Umwelt beeinflusst. Es ist daher grob verzerrend und unsinnig, von biologischem Determinismus zu reden. «Determinismus» ist ohnehin kein gebräuchliches Wort in der Biologie, denn die Evolution lebt von der Variation, die in den allermeisten Fällen in Form von Varianten um einen Durchschnittswert herum verteilt sind. Geisteswissenschaftler sollten daher endlich aufhören, von Determinismus zu reden oder so zu tun, als ob Genetiker davon in ihrem Sinne reden würden.

Vermutlich lesen Naturwissenschaftler weniger oft Feuilletons als Geisteswissenschaftler. Gleichwohl wäre das Forschungswissen von Genetikern für viele gesellschaftlich relevante Debatten um Homöopathie, GVO [gentechnisch veränderte Organismen], Präimplantationsdiagnostik oder Intelligenz von immanenter Bedeutung. So aber konnte der Soziologe Armin Nassehi in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unwidersprochen einen Artikel mit dem Titel «Die Biologie spricht gegen Biologismus» veröffentlichen. Darin erklärte er zwar zu Recht den Gegensatz von Natur und Kultur in den Natur- wie in den Sozialwissenschaften für «längst obsolet» – nur um dann zu scheitern: «Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive wissen wir viel über die praktische Vererb-



**Erblichkeit bedingt Kultur:** Touristin mit Zulu-Frauen, Südafrika, fünfziger Jahre.

barkeit von Verhalten und Einstellungen.» Das «soziale Milieu» vererbe sich.

Dies war zumindest eine sehr unglückliche Formulierung, denn die Genetik versucht ja gerade, den relativen Beitrag von Genen und Umwelt auseinanderzuidividieren. Dies geschieht in Berechnungen von Erblichkeit, die angibt, welchen Teil der Variation eines Merkmals (wie die Verteilung von Intelligenz in einer Population) durch genetische Faktoren am besten zu erklären wäre. Aber es ist wichtig, festzustellen, dass Erblichkeit immer nur in einer definierten Umwelt gemessen werden kann – Erblichkeit bedingt Umwelt/Kultur.

Im Experiment versucht man, die Umwelt möglichst konstant zu halten, oder man misst in verschiedenen Umwelten aufgezogene ingezüchtete, genetisch möglichst homogene Populationen. Man hält also entweder Umwelt oder Genetik möglichst konstant, um dann auf die relative Stärke des anderen Faktors zu schliessen. Beide Ansätze funktionieren beim Menschen aus experimentellen und ethischen Gründen nur schlecht oder gar nicht. Daher nutzen Genetiker beispielsweise in der Intelligenzforschung «natürliche Experimente». So werden in der Geschwisterforschung gemeinsam und getrennt (in einer anderen Umwelt)

aufgewachsene ein- oder zweieiige Zwillinge verglichen. Neuerdings gibt es sogenannte GWAS-Studien, bei denen mit Tausenden von Probanden der Phänotyp (beispielsweise IQ oder «generelle Intelligenz») zu genomweiter genetischer Variation in Bezug gebracht werden kann.

Beide Ansätze finden prinzipiell die gleiche Antwort: Der Anteil der Variation in der Intelligenz einer Population lässt sich zu über 50 bis 80 Prozent am besten durch genetische Komponenten erklären. Darüber gibt es unter (Natur-)Wissenschaftlern keine Debatte. Dies hat nichts mit «Intelligenznaturalismus» oder «Intelligenzbiologismus» zu tun, wie Nassehi es nennt, sondern ist schlicht die Quantifizierung der allfälligen Beobachtung, dass man viele Merkmale von Kindern mehr oder weniger genau statistisch anhand derjeniger ihrer Eltern vorhersagen kann – je höher die Erblichkeit eines Merkmals, umso genauer; beispielsweise Körpergrösse etwa genauso genau wie Intelligenz.

So wissen wir auch längst, dass es kein Intelligenz-Gen gibt. Jüngste Ergebnisse zeigen, dass etwa 140 verschiedene Teile unserer gesamten Erbanlagen jeweils einen kleinen Beitrag zum Gesamtergebnis – dem IQ – beitragen. Übr-

gens ähnlich viele wie bei der Körpergrösse, die auch von über 100 Teilen unseres Genoms beeinflusst wird. Nur ist die mediale Aufregung bei der Körpergrösse weit geringer als bei heissen Eisen wie der Intelligenz.

Eine ernsthafte Debatte findet im deutschsprachigen Raum noch immer nicht statt. Dies hat vielleicht nicht nur damit zu tun, dass sich Natur- und Kulturinteressierte zu wenig austauschen. Unwissenheit und Voreingenommenheit vieler Geisteswissenschaftler gegenüber allem, was mit Genen zu tun hat, sind nicht nur inkonsequent, sondern auch Zeichen einer geisteswissenschaftlich dogmatisierten Sichtweise der Welt, wie sie leider oft auch in den Medien transportiert wird. Leider, weil für ein Land ohne Bodenschätze Bildung, Innovation und eine Bejahung der Wissenschaft ausschlaggebend sind. Eine undifferenzierte Angst vor Genen oder vor der Wissenschaft hingegen ist nicht nur irrational, sondern auch schädlich für unsere Volkswirtschaft.

### Stichwort «Kulturismus»

Es wäre wissenschaftlich unersperrlich, ja bizarr, wenn die Biologismus-Debatte weiter so geführt würde. Erstens, weil viele Sozialwissenschaftler zu wenig Kenntnis von moderner Biologie zu haben scheinen, sie aber trotzdem verteuflern. Und zweitens, weil Biologen, die nicht einmal wissen, dass ihre Disziplin das Feindbild der Kulturwissenschaftler ist, sich nicht an gesellschaftlichen Debatten, Talkshows und Feuilletons beteiligen, um sich zu wehren oder zu erklären. Dies trifft übrigens auch auf die Gender Studies zu, die dazu beitragen, den Zusammenhalt der Gesellschaft zu unterwandern, weil sie Männer benachteiligen und damit nicht ausschliesslich nach Leistung auswählen, was dazu führt, dass der Konflikt zwischen den Geschlechtern weiter geschürt wird. Insbesondere Gender-Mainstreaming hat wenig mit Wissenschaft zu tun, sondern intendiert lediglich, aus ideologischen Gründen Arbeitsplätze für Gesinnungsgenossinnen zu schaffen.

Wir Naturwissenschaftler reden ja auch nicht abfällig von «Kulturismus», obwohl dies vielleicht nützlich wäre, um die falsche und oft unreflektierte Ideologie des verteuflten Biologismus zu entlarven. Biologismus ist eine fiktive Idee der Geisteswissenschaften. Dieses unglückliche Wort gehört raus aus den Feuilletons, auf den Wortfriedhof und verbannt aus den Köpfen – denn es basiert auf einer falschen Dichotomie, die Biologen nie so gesehen haben, die ihnen aber fälschlicher- und ungerechterweise immer noch unterstellt wird.

Axel Meyer ist Biologe und Genetiker.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Peter Stamm:** Weit über das Land  
(S. Fischer)
- 2 (2) **Nicholas Sparks:** Wenn du mich siehst  
(Heyne)
- 3 (-) **Harlan Coben:** Ich schweige für dich  
(Goldmann)
- 4 (3) **Siefried Lenz:** Der Überläufer  
(Hoffmann und Campe)
- 5 (-) **Charles Lewinsky:** Andersen  
(Nagel & Kimche)
- 6 (4) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben  
(Wunderlich)
- 7 (7) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Das Versteck  
(Ullstein)
- 8 (6) **Dora Heldt:** Böse Leute (DTV)
- 9 (-) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung –  
Der Grenzenlose (DTV)
- 10 (8) **Tommy Jaud:** Sean Brummel – Einen  
Scheiss muss ich (Fischer)

### Sachbücher

- 1 (1) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden  
für Anfängerinnen (Wörterseh)
- 2 (3) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (Fona)
- 3 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 4 (-) **Iris Zachenhofer, Marion Reddy:**  
Kopfsache schlank (Edition A)
- 5 (6) **Antje Krause:**  
Trick 17 – Garten & Balkon (Frech)
- 6 (4) **Jesper Juul:** Leitwölfe sein (Beltz)
- 7 (7) **Fern Green:** Super Smoothies – Die  
besten Detox-Drinks (Dorling Kindersley)
- 8 (-) **Guinness World Records 2016**  
(Hoffmann und Campe)
- 9 (10) **Peter Wohlleben:**  
Das geheime Leben der Bäume (Ludwig)
- 10 (8) **Pauline Dohmen:** Nähen mit Jersey –  
kinderleicht! (Frech)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Alice Schwarzer

Eine originelle Konstellation dachte sich das Schweizer Fernsehen für den jüngsten «Medienclub» zum Thema Flüchtlinge aus. An der Seite von *Weltwoche*-Vize Philipp Gut platzierte die Redaktion die deutsche Feministin und *Emma*-Herausgeberin Alice Schwarzer. Beide spielten in der Diskussionsrunde unter der Leitung von Franz Fischlin den Part jener Blätter, die sich erlauben, auch kritisch über die Asylproblematik zu berichten. Auf der Gegenseite sassen der linke Filmemacher Samir und *Magazin*-Kolumnist Daniel Binswanger. Die Allianz ist weniger überraschend, als sie scheint, und besteht nicht erst seit Schwarzers kritischen Äusserungen über den politischen Islam: Schon mehrfach druckte die *Emma* Artikel von Gut über Gender-Themen nach. (ww)

## Autoren

# Capotes Zauber

Eine Hochbegabung?  
Ein Genie! Aus dem jungen  
Truman Capote brach das  
Schreiben wie eine  
Naturgewalt hervor.  
Von Florian Vetsch

Es ging ein Rauschen durch den feuilletonistischen Blätterwald, als das *Zeit*-Magazin am 9. Oktober 2014 vier bislang unpublizierte Erzählungen von Truman Capote (geboren 1924 in New Orleans, gestorben 1984 in Los Angeles) herausbrachte.

Peter Haag, der Leiter des in Zürich und Berlin beheimateten Verlags Kein & Aber, und die Herausgeberin der Capote-Gesamtausgabe, Anuschka Roshani, waren bei der Durchforstung von Capotes Nachlass in der New York Public Library auf eine Schachtel mit der Aufschrift «High School Writings» gestossen. In der Annahme, das seien die Fingerübungen eines Halbwüchsigen, hatte der Box bislang niemand Beachtung geschenkt. Doch Haag und Roshani nahmen sich die Zeit, sie zu sichten, und stiessen auf weit mehr als auf Juvenilia: Sie hoben einen Schatz, bestehend aus rund fünfzehn fertigen Erzählungen. Diese sind inzwischen als «The Early Stories of Truman Capote» im Original bei Random House, New York, erschienen und ernten emphatische Besprechungen. Nun liegen sie unter dem Titel «Wo die Welt anfängt» auf Deutsch vor, von Ulrich Blumenbach atmosphärisch sicher übertragen und bereichert durch ein aufschlussreiches Nachwort der Herausgeberin.

### Unter den Fittichen der Englischlehrerin

Heute ist oft von Hochbegabungen die Rede. Unter Ärzten kursiert der Witz, jede Familie habe mindestens ein hochbegabtes Kind. Trotzdem gibt es sie: die auffällig gut schreibenden Jugendlichen, die aus der trägen Masse bemüht und ungelenkt Schreiber herausstechen, ansehnliche Texte verfertigen und gewiss eine besondere Förderung verdienen.

Wenn wir aber auf Truman Capotes Frühwerk zu sprechen kommen, so ist das ein ganz anderes Kaliber. Truman hatte, seit er acht war, seine freien Nachmittage an der Schreibmaschine verbracht; seit er zehn war, hatte er verkündet, er wolle Schriftsteller werden. Aus diesem Jungen war das Schreiben wie eine Naturgewalt hervorgebrochen: «Out of the blue, uninspired by any example», wie er sich später erinnerte. Er feilte an seinen Produkten, rang um das treffende Wort, schrieb die Geschichten wieder und wieder um, bis sie Zeile für Zeile, Abschnitt für Abschnitt sassen und selbst einem kritischen



Ausserordentlich breites Spektrum: Schriftsteller

Urteil standhalten würden. Die Erzählungen aus «Wo die Welt anfängt» schrieb Capote im Alter von vierzehn bis siebzehn Jahren. Eine Hochbegabung also? In der Tat! Mehr noch: eine echte Ausnahmerscheinung, ein literarisches Genie, ein Phänomen, für das der Vierzeiler «Höhere Menschen» von Friedrich Nietzsche durchaus zutreffen mag:

*Der steigt empor – ihn soll man loben!  
Doch jener kommt allzeit von oben!  
Der lebt dem Lobe selbst enthoben,  
Der ist von droben!*

Sukkurs erhielt der Jüngling auf der High School dennoch. Er, der sich um alle anderen Fächer fouthierte und strikt sein Ziel, sich als Autor zu etablieren, verfolgte, wurde von seiner Englischlehrerin Catherine Wood unter die Fittiche genommen. Sie, ein in die Jahre gekommener Blaustrumpf, las seine Sachen, nahm sie ernst,



Capote, 1948.

lieh ihm Bücher, lud ihn zu sich nach Hause ein, entwickelte spezielle Stundenpläne für ihn und – verteidigte ihn gegenüber dem Rektor. Letzterer hielt Truman wegen seiner hohen, piepsigen Stimme und seines ostentativ homosexuellen Verhaltens für einen eingebildeten Schnösel,

---

**Er erreichte bereits in seinen frühen Erzählungen eine Gültigkeit wie sonst nur wenige in diesem Alter.**

---

mochte keinerlei Sonderbehandlung für ihn dulden. Diesem Mann trotzte Fräulein Wood mit den Worten: «Ich weiss, dass die Zeit kommen wird, da Sie stolz darauf sein werden, dass Truman Capote ein Absolvent der Greenwich High School ist.» Sie verteidigte Truman auch gegenüber seiner Mutter. Dieselbe hatte ihn in der Kindheit stark vernachlässigt und zu seinen Tanten nach Monroeville, Alabama, abgeschot-

ben. Als sie ob ihrem Sohn zu verzweifeln drohte und ihm aufgrund schlechter Noten nichts mehr zutrauen mochte, hielt ihr die resolute Englischlehrerin entgegen: «Es fällt mir schwer, das einer Mutter zu sagen, aber die anderen, die gewöhnlichen Jungs, die die üblichen Dinge in der üblichen Weise tun, werden später immer noch diese Dinge tun, Truman aber wird berühmt werden.» Und Fräulein Wood sollte recht behalten: Truman Capote würde sich unter anderem mit «Breakfast at Tiffany's» (1958, «Frühstück bei Tiffany») sowie mit dem mehrfach verfilmten New-Journalism-Meisterwerk «In Cold Blood» (1965, «Kaltblütig») in das Gedächtnis von Millionen schreiben – und er würde als Salonlöwe und Jetset-Star die Illustrierten unterhalten.

Doch Capote erreichte bereits in seinen frühen Erzählungen eine Gültigkeit wie sonst nur wenige in diesem Alter. Vielleicht gelang dies noch dem sechzehnjährigen Rimbaud, als er

»» Fortsetzung auf Seite 62

## Jazz

# Canzoni senza fine

Von Peter Rüedi

**Z**u den Keulen, die das abendländische Bildungsbürgertum (oder was davon übrig ist) gegen die ästhetischen Bedürfnisse des gemeinen Volks schwingt, gehört das Wort «Kitsch». Die Unterscheidung zwischen Kitsch und Kunst ist (wie die zwischen «Sentimentalität» und «wahrem Gefühl») eine fast reflexartige Abwehr der gebildeten Stände gegen das, was sie für unter ihrer Würde, in Wahrheit für bedrohlich halten. Im Ekel vor dem sogenannten Dienstmädchenroman schwang immer etwas mit wie ein ambivalenter Sexismus: Verachtung, mit einem Parfüm von Faszination. Solches funktioniert noch in der keineswegs obsolet gewordenen Unterscheidung zwischen «ernster Kunst» und «Unterhaltung».

Wo die Grenzen verlaufen, weiss freilich niemand zu definieren, und angesichts sogenannter Volkskunst sind die Gralshüter des Ernsts vollends ratlos. In seinen *liner notes* zur Solo-CD des italienischen Akkordeonisten Luciano Biondini spricht Christian Rentsch vom «nicht ganz unproblematischen Unterfangen, populäre italienische Schlager und Volkslieder jazzmässig zu nobilitieren». Darum, halten zu Gnaden, geht es Biondini eben nicht. Kitsch und Sentimentalität sind für ihn, sind im Jazz generell keine brauchbaren Kategorien. Ein Grossteil der Standards sind als Gebrauchs- und Unterhaltungsmusik entstanden, und sie verleugnen diese DNA auch in den grössten Interpretationen des Jazz nicht; sie werden darin verwandelt, bleiben aber am Ende *nothing* «But Beautiful». Das gilt für die Canzoni von Gino Paoli, Fiorenzo Carpi, Domenico Modugno, Ennio Morricone und Pino Daniele, an die sich Biondini hier erinnert, nicht weniger.

Sie sind seine *Italian standards*: eigenwillig, immer *con amore e passione* vom sprachmächtigen, aber nie penetrant virtuoson Akkordeonisten zur Brust genommen. Der denkt nicht daran, zu ihnen auf Distanz zu gehen. «Senza Fine» (so heisst die CD nach einem Lied von Gino Paoli) ist kein ironisches Unternehmen. Biondini hat zu diesen Canzoni (sie sind insgesamt ein, ja: auch, sentimentales Echo seiner Jugend) ein un-verschämtes Verhältnis.



Luciano Biondini: Senza Fine.  
Intakt CD 255

die «Briefe des Sehers» lostrat und die Grenzen der Poesie erweiterte, oder dem frühreifen Schelling, der mit siebzehn seine lateinische Dissertation über den Ursprung des Übels verfasste und darin eine Auseinandersetzung mit Kants Philosophie anstrebte, oder Mozart, der im selben Alter sein erstes Klavierkonzert kom-

## Empathie, erzeugt durch subtile Schreibkunst, ist ein Markenzeichen dieser Prosa.

pionierte – es wird bis heute gespielt. Auch die Geschichten aus «Wo die Welt anfängt» haben Bestand. Das Verblüffendste an den meisten von ihnen ist ihre Vollkommenheit. Nichts zu viel und nichts zu wenig. Bereits dem jungen Capote genügen eine Handvoll Zeilen, um eine eindringliche Atmosphäre zu erzeugen; so zu Beginn der Erzählung «Miss Belle Rankin»:

«Ich war acht, als ich Miss Belle Rankin das erste Mal sah. Es war ein heisser Augusttag. Die Sonne sank schon am scharlachrot gestreiften Himmel, und die Hitze stieg trocken und pulsierend vom Erdboden auf.

Ich sass auf den Stufen der Vorderveranda, sah eine Negerin auf mich zukommen und fragte mich, wie sie bloss ein so grosses Wäschebündel auf dem Kopf balancieren konnte. Sie blieb stehen und beantwortete meinen Gruss mit einem Lachen, diesem dunklen, gedehnten Negerlachen. Da kam Miss Belle langsam auf der anderen Strassen- seite vorbei. Als sie die Waschfrau sah, schien sie zu erschrecken, unterbrach sich mitten im Satz und eilte wieder auf ihr Ziel zu.

Stirnrunzelnd starrte ich die unbekannte Passantin an, die ein so seltsames Verhalten auslösen konnte. Sie war klein und ganz in Schwarz, staubig und mit wirrem Haar – sie sah unglaublich alt und verhutelt aus. Dünne graue Strähnen hingen ihr in die schweiss- feuchte Stirn. Sie ging mit gesenktem Kopf und starrte auf den ungepflasterten Gehweg, als suchte sie etwas, das sie verloren hatte. Ein alter englischer Pinscher folgte ziellos im Kielwasser seines Frauchens.

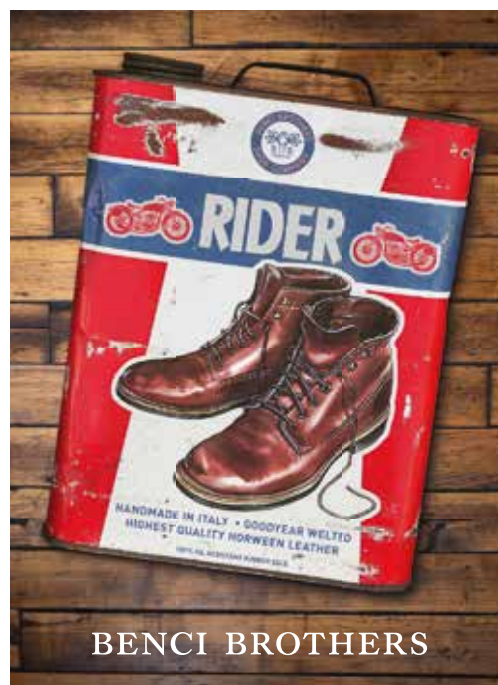
Später sah ich sie noch oft, aber dieses erste, fast traumartige Bild wird mir immer am deutlichsten vor Augen stehen – Miss Belle, die lautlos die Strasse hinabgeht, rote Staub- wölkchen steigen um ihre Füsse auf, und sie verschwindet in der Abenddämmerung.»

Alles ist rätselhaft, wie magisch aufgeladen, insbesondere die Titelfigur erscheint in einem so uneindeutigen Zwielficht, dass jeder leiden- schaftliche Leser sofort die Lektüre vorantreiben will. Er wird erfahren, dass Miss Belle Rankin am Stadtrand in einem baufälligen Haus wohnte und Japanische Zierquitten zog, schöne Büsche, die sie aber, obwohl sie mausarm war, selbst für 200 Dollar das Stück nicht hergeben wollte. Mit-

tendrin fällt über das kindliche Ich ein Satz, der das Todesbewusstsein weit von ihm wegrückt: «Ich war so jung, dass ich noch nie daran gedacht hatte, je alt zu werden, je sterben zu können.» – Vom Kind sagte schon Hölderlin: «Es ist un- sterblich, denn es weiss vom Tode nichts.» Doch Capote, der, als er den Text schrieb, zwar jung, aber längst kein Kind mehr war, stellt am Ende der Erzählung dar, wie das Ich mit anderen Schaulustigen vor die Stadt wandert, um die Leiche von Miss Belle Rankin zu sehen, also den Augen-Blick, in dem das Bewusstsein vom Tod ins Ich fährt und seine Kindheit besiegelt.

### Durchtränkt vom Süden

Empathie, erzeugt durch subtile Schreibkunst, ist ein Markenzeichen dieser Prosa. Das Spek- trum von Menschen und Situationen, in die sich der junge Capote hineinzusetzen vermochte, ist ausserordentlich breit. Neben der geheim- nisvollen Miss Belle Rankin treffen wir, um nur



wenige Beispiele zu nennen, die Kleptomanin Hilda, die dem sie zu Recht verdächtigenden Schuldirektor einen Schlüsselanhänger klaut, ohne es selbst zu merken; oder die von ihrem Liebsten verlassene Grace Lee, die in einer Mondnacht vergeblich auf ihn wartet; oder die Jungs Jep und Lemmie, die im Sumpf einen entflohenen Sträfling verfolgen und den Suchtrupps zuvorkommen wollen – gerade «Das Grauen im Sumpf» ist eine Story mit atem- beraubendem Thrill, der die Intensität mancher Passagen aus «In Cold Blood» erahnen lässt.

Und alle Geschichten sind durchtränkt vom Süden: «Wo die Welt anfängt» gibt Südstaaten- geschichten und -figuren zum Besten. Dies- bezüglich soll hier einer letzten Erzählung ein Kranz gewunden werden. «Lucy» porträtiert Lucy Brown, die lebensfrohe farbige Hausange- stellte, die den Achtjährigen von Monroeville

nach New York zu seiner Mutter begleitete: «Ihre Haut war tiefolivfarben, und ihre Ge- sichtszüge waren feiner und heller geschnit- ten als die der meisten Neger. Sie war gross und ziemlich rund. Sie war Lehrerin an der Schule für farbige Kinder gewesen und brach- te eine natürliche Intelligenz mit, die aber nicht von Büchern geprägt war; sie war ein Kind der Erde und hatte tiefes Verständnis für und Anteilnahme an allem Leben. Wie die meisten Südstaaten neger war sie tiefreligiös, und noch heute sehe ich sie vor mir, wie sie in der Küche sass, ihre Bibel las und mir nach- drücklich erklärte, sie sei ein «Kind Gottes».»

### Grundlegend menschlicher Respekt

Am politisch unkorrekten Ausdruck «Neger» sollte man sich nicht stören. Er bildet den Sprach- gebrauch der Zeit ab, und wie bei Mark Twains Verwendung des pejorativen Begriffs «Nigger» in «The Adventures of Tom Sawyer» sollte man keine voreiligen Schlüsse ziehen; politische Korrektheit ist kein Massstab für die Kunst. Capote zeichnet das afroamerikanische Alltags- leben in den Südstaaten mit grosser Sympathie und grundlegendem menschlichem Respekt. Schliesslich lässt er Lucy mit dem Wunsch nach New York reisen, «Jim Crow mit all seiner Bigot- terie und Grausamkeit nie wiederzusehen.» Jim Crow ist eine den Rassismus verkörpernde Figur aus dem 19. Jahrhundert; «Jim Crowism» be- zeichnete die Politik der Rassentrennung.

Lucy blüht in New York anfangs auf, macht an einem Gesangswettbewerb mit, hat eine Af- färe, doch mit der Zeit obsiegt das Heimweh. Es ist, als ob sich in ihrem Heimweh Capotes eigene Kindheitsnostalgie spiegeln würde, wenn er in einer Passage Eindrücke aus New York und Erinnerungen aus dem Süden über- einander lagert:

«New York war nichts als umfassende Ein- samkeit. Der Hudson River flüsterte immerzu «Alabama River»: ja, der Alabama River mit sei- nen roten schlammigen Wasserfluten bis oben an die Böschung und den ganzen sumpfigen Nebenflüssen. Die hellen Lichter waren nur ein paar Laternen, die in der Dunkelheit leuchte- ten, das einsame Klagen eines Ziegenmelkers, ein Zug, dessen Pffife einen nachts verfolgten. Harter Zement, blitzender kalter Stahl, Rauch, Revuen, das erstickte Rumpeln der Subway in den dunklen Untergrundröhren. Ratter, ratter – weiches grünes Gras – und ja, die Sonne, heiss, sehr heiss, aber so wohltuend, nackte Füsse und das kühle Plätschern im Flussbett mit seinen weichen, runden, seifenglatten Kieselsteinen.»

Hand aufs Herz: Hätten Sie eine solch sug- gestive Prosa einem Teenager zugetraut? – Eben. Peter Haag und Anuschka Roshani ha- ben gut daran getan, die Box mit Capotes «High School Writings» zu öffnen!

Truman Capote: Wo die Welt anfängt – Erste Erzählungen. Kein & Aber. 160 S., Fr. 29.80

## «Die Blüte der Neutralität»

Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866) war als Schweizer in der Gilde der deutschen Idealisten «der einzige lupenreine Demokrat». Eine Würdigung anlässlich seines 150. Todestages. *Von Pirmin Meier*

Als Ignaz Paul Vital Troxler am 6. März 1866 in Aarau Stadtfriedhof in der Nähe seines Weggefährten Heinrich Zschokke (1771–1848) beigesetzt wurde, brach der Grosse Rat des Kantons Aargau seine Sitzung vorzeitig ab, um ein grosses, aber umstrittenes ehemaliges Mitglied zu ehren. Bevor es ein eidgenössisches Parlament gab, fanden die dramatischsten Auseinandersetzungen der Schweizer Parlamentsgeschichte in den Kantonen statt. So am 8. Mai 1833, als der in der Bauernkriegsgemeinde Wohlenschwil AG eingebürgerte Luzerner in Aarau Parlament den Begriff «aktive Neutralität» prägte und diese in direkten Zusammenhang mit dem Asylrecht stellte. Hintergrund war die Polenkrise vom Winter 1830/31, in deren Verlauf 10 000 Polen als kollektive Asylbewerber zunächst nach Frankreich, später in die Schweiz kamen. Es handelte sich um die erste grundsätzliche freie Parlamentsdebatte zum Asylthema in der Schweiz.

Für das aufnahmebereite Bern ergaben sich Kosten von über 30 000 Gulden, ein Heidengeld für die damals sparsamste Republik Europas. Deswegen wurden andere Kantone um Solidarität angegangen. Im aargauischen Grossen Rat warnte Landammann Franz Ludwig Hürner vor einem Präzedenzfall. Andere verwiesen darauf, die Polen wollten sich im sicheren Asyl Land Frankreich um die Einberufung in die damals gegründete Fremdenlegion drücken. Konfessionelle Aspekte spielten beim Thema Asyl seit je eine Rolle. Hürner verwies ferner auf schlechte Erfahrungen bei «der unklugen, ja unmenschlichen Aufnahme von Juden». Demgegenüber verkündigte Troxler im 1826 errichteten Halbrund des Aargauer Grossratssaals: «Eines der schönsten Kleinodien, nicht der Gaue und Rhoden, nein, der sie alle überschwebenden Nationalhoheit, ist das sogenannte Asylrecht. Die Sprache nennt diese Freiheit ein Recht, indem sie [die Benützer der Sprache] ihren Sinn nach den höchsten Ideen des Christentums und der Menschlichkeit richtend jene Menschen und Bürger ins Auge fassen, welche vom Schicksal getrieben, zu der glücklichen Heimath wallfahrtend um Schutz, Herberg und Obdach flehten.»

Das Asylrecht sei als Grundsatz «mit unserer Einrichtung und Geschichte innig verwachsen, dass [...] mit ihm unser ganzes völkerrechtliche Verhältnis und die wahre aktive Neutralität im innigsten Zusammenhang steht. [...] Dieser Grundsatz, die höchste Blüte unserer Neutralität, eine wahre Habeas corpusakte der Geister



«Schutz, Herberg, Obdach»: Wissenschaftler Troxler.

und Gemüther [...] ist auch ein wahres Palladium unserer eigenen Würde, Freiheit und Sicherheit.» Die Metapher mit dem Edelmetall Palladium bezeugt den Naturphilosophen Troxler, Verfasser von «Elemente der Biosophie» (1806). Fürs Gymnasium forderte er eine stärkere Pflege der Naturwissenschaften: «Kommet her zur Physik und erkennet das Ewige», zitierte er seinen Lehrer Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

### Ohne Mandat am Wiener Kongress

Troxlers Eintreten für das Asylrecht manifestierte sich schon zur Zeit des griechischen Befreiungskampfes gegen die Türken (1824), als viele Griechen in die Schweiz kamen und von Troxler-Freund Johann Anton Sebastian Federer (1794–1868), dem Rektor der Bezirksschule Baden, und Musiklehrer Johann Daniel Elster begeistert empfangen wurden. Troxler sah im Asylrecht einen wesentlichen Rechtfertigungsgrund für die schweizerische Neutralität. Dabei ging er jedoch davon aus, dass das Ziel des Asyls die Freiheit im Asylland sein müsse. Asylanten hätten im Normalfall für ihren Unterhalt selber aufzukommen. Die Überstellung von 10 000 Polen war für ihn ein europapolitischer Spezialfall. Eine Gelegenheit für die Kantone, «aktive Neutralität» zu betreiben. «Schutz, Herberg und Obdach» galten für die Zeit des Bestehens

der Krise. In diesem Sinn beschloss der Kanton Aargau 1833 einen Beitrag von 1000 Franken. Dies entsprach etwa zwei Dritteln des Jahreslohnes eines Kantonsschullehrers.

Die Schweizer Neutralität und deren angemessene Erklärung gegen aussen gehörten zu den bedeutendsten Anliegen des Staatsphilosophen. Deshalb reiste er mit Unterstützung von Luzerner Frühliberalen 1815 ohne Mandat an den Wiener Kongress. Das Anliegen war, die Mitglieder der internationalen Schweiz-Kommission, etwa den Preussen Wilhelm von Humboldt, auf die mangelnde Legitimation der Schweizer Delegation aufmerksam zu machen.

So verfügte etwa der Freiburger Gesandte Montenach über keinerlei demokratische Legitimation, und in Luzern war seit Ende 1814 ein Putschregime an der Macht. Wenn freilich Troxler auf das republikanische und demokratische Defizit der damaligen Schweiz hinwies, hätten ihm damals tonangebende Politiker wie Österreichs Kanzler Metternich nur sagen können: «Umso besser, genau wie wir!» Troxler wusste das. Dem Europa der Heiligen Allianz misstraute er über 1848 hinaus. Darum lehnte er den am 16. Januar 1866 vom Volk angenommenen Handelsvertrag mit Frankreich ab.

### Gegen das «Herrenbübligymnasium»

Den Begriff «Staatsrecht» wollte Troxler durch «Volksrecht» ersetzt haben. Dies, obwohl er lebenslang Minderheitspositionen vertrat. Als Anwalt der Landbevölkerung in den Kantonen Baselland, Zürich, Luzern und Aargau blieb er bei der Überzeugung, dass das Veto des Volkes auch bei fragwürdigen Entscheidungen den Vorrang vor der «weisen Demokratie» neuer Eliten des aufkommenden Geldfreisinns habe.

Mit dieser Haltung bewegte sich der Schöpfer von Begriffen wie «radikal», «Regeneration» und «Anthroposophie» abseits des damaligen intellektuellen Mainstreams. In seinem Verfassungsentwurf von 1833 stand erstmals das amerikanische Zweikammersystem zur Debatte. Noch stärker betonte Troxler die Priorität der Bildungspolitik. Sein Ziel war unter anderem eine eidgenössische Nationalhochschule.

Unter «Mittelschule», einem Begriff, den er im Aarauer Bürgerlichen Lehrverein 1824 prägte, verstand er im Gegensatz zum «Herrenbübligymnasium» der damals gegründeten Kantonsschulen eine freie Anstalt mit dem Ziel einer ganzheitlichen Allgemeinbildung jenseits der Trennung in Literar- und Realgymnasium. Auch einer einseitigen sozialen Selektion in der höheren Bildung sagte der als Professor mehrfach aus politischen Gründen Entlassene den Kampf an.

Max Widmer, Franz Lohri: Ignaz Paul Vital Troxler, Schweizer Arzt, Philosoph, Pädagoge und Politiker. Futurum. 220 S., Fr. 25.90



*Hauptsache, man sorgt für Wirbel: «Entkoppelungs»-Voodoo-Prozession, links Theaterdirektor Peter Kastenmüller.*

## Bühne

# Rettet das Neumarkt-Theater!

Die Peinlichkeiten um die Voodoo-Performance sind kein einmaliger Ausrutscher, sondern symptomatisch für das zeitgenössische Hochsubventions-Theater, das nicht mehr weiss, wofür es steht. Das Neumarkt-Theater müsste jetzt den Mut zu einem Kurswechsel haben. *Von Rico Bandle*

Von der Aufschaltung der Internetseite, wo man Roger Köppel auf primitivste Art verfluchen konnte, bis dass die SVP die Streichung der Subventionen verlangte, vergingen nur wenige Stunden. Dieser Reflex funktioniert einmal mehr zuverlässig, ihn auszulösen, war wohl Absicht der Theatermacher. Gänzlich unerwartet kam für sie hingegen, dass auch ihnen wohlgesinnte Politiker und Medien deutliche Worte für die Aktion fanden. Der *Tages-Anzeiger* nannte das Stück zuerst die «dümme Theateraktion aller Zeiten», änderte dies online aber später um zu: «eine sehr dumme Theateraktion», die *NZZ* schrieb von einem «intellektuellen Schiffbruch», die *Schweiz am Sonntag* von einer «hirnlosen Provokation», selbst Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) rief dazu auf, die Aktion zu stoppen.

Normalerweise können sich die Theaterleute darauf verlassen: Ist ihre Aktion gegen rechts gerichtet, so ist ihnen der Zuspruch aus dem Kreis der Künstler und Kritiker sicher. Diesmal war es anders: Einem Andersdenkenden Krankheiten oder gar den Tod durch Auto-unfall zu wünschen, ihm anzudrohen, stinkende Fische in seinen Garten zu werfen, ging selbst jenen zu weit, die sonst jeden Unfug und jede Respektlosigkeit damit rechtfertigen, dass «die ändern ja auch unanständig» seien. Eine ganze Lawine von Kritik und Em-

pörung ergoss sich über das Theater Neumarkt – was die überraschten Direktoren Peter Kastenmüller und Ralf Fiedler auf dem falschen Fuss erwischte. Die beiden wähten sich in ihrer Naivität in Sicherheit – und gefährden damit das gesamte Theater, samt ihren rund fünfzig Mitarbeitern.

Doch ist eine dümmliche und selbstentlarvende Aktion wie dieser «Entkoppelungs»-Voodoo ein Grund, gleich das ganze Theater zu schliessen?

Aufgrund eines Einzelereignisses in einer Kurzschlussbehandlung eine politische Entscheidung zu treffen, ist nie gut, das gilt bei einem Atomunfall wie dem in Fukushima ebenso wie bei einer deplatzierten Theateraktion. Nach den Ursachen zu forschen, ist aber unabdingbar. Schaut man etwas genauer hin, wird deutlich: Die Aktion im Neumarkt ist keineswegs ein einmaliger Ausrutscher, sondern symptomatisch für einen subventionierten Kulturbetrieb, der nicht mehr weiss, wofür er eigentlich steht.

### Direktoren wollten Neumarkt schliessen

Gegründet wurde das Theater Neumarkt vor genau fünfzig Jahren. Das neue Haus sollte mit modernen, experimentellen Theaterformen ein Gegengewicht zum bürgerlichen Schauspielhaus bilden. Die Verhältnisse da-

mals waren klar: Die kleine Neumarkt-Bühne im Zürcher Niederdorf gehörte der Avantgarde, die grosse im Schauspielhaus dem klassischen Drama. Diese Ordnung geriet bald einmal durcheinander. In den 1980er Jahren etablierten sich die freien Gruppen, die sich ebenfalls der Avantgarde verschrieben hatten und in der Roten Fabrik, dann auch in der Gessnerallee eine Heimat fanden. Das Theater Neumarkt verlor sein Alleinstellungsmerkmal, konsequenterweise wollte es die Stadt 1994 im Zuge einer grösseren Sparübung schliessen. Eine riesige Protestwelle und eine beeindruckende, international für Aufsehen sorgende Programmation der Direktoren Volker Hesse und Stephan Müller stimmten die Politiker um. Das Theater erlebte seine Blütezeit. Doch selbst die gefeierten Direktoren Hesse und Müller merkten, dass das Haus in dieser Form keine Zukunft hatte: Am Ende ihrer Amtszeit schlugen sie vor, das Neumarkt mit seinen festangestellten Schauspielern in ein flexibleres und kostengünstigeres Haus für Co-Produktionen umzuwandeln. Sie wurden ignoriert.

Mit der Anstellung Christoph Marthalers im Jahr 2000 zog das Avantgardetheater nun auch im traditionsreichen Schauspielhaus ein. Für Unmengen von Geld wurde mit dem Schiffbau im Zürcher Industriequartier dafür sogar eine



neue Spielstätte eingerichtet. Der Neumarkt-Direktor Wolfgang Reiter schlug den zuständigen Behörden in der Folge von sich aus vor, das von ihm geführte Theater aufzugeben und es in den Schiffbau zu integrieren. Auch das wurde nicht gemacht.

### Endstation Radau

Mit dem Resultat, dass sich heute alle grossen subventionierten Bühnen in Zürich demselben sogenannten «postdramatischen Theater» zuwenden, wo Radau, Ironisierung und eine klare ideologische Richtung oft wichtiger sind als herausragende Schauspielkunst und gute Texte. Die Bühnen liefern sich keinen Wettstreit um Qualität, sondern um Aufmerksamkeit. Alle wollen kleine Christoph Schlingensiefs sein, der Regisseur wird seit seinem frühen Tod 2010 glorifiziert, vergessen geht dabei, dass viele seiner Projekte kindisch und inhaltlich dürftig waren, so zum Beispiel sein «Hamlet» (2001) mit angeblich echten Neonazis am Schauspielhaus Zürich. Bei ihm galt, was heute Standard ist: Hauptsache, man sorgt für Wirbel, und das geht am einfachsten, wenn man den Empörungsreflex der SVP bedient.

Wer heute im Schauspielhaus oder im Neumarkt die Aufführung eines ganz normalen klassischen Stücks besucht, stösst manchmal tatsächlich auf herausragende Schauspieler, ab und zu auch auf kluge und überraschende Inszenierungen. Das Risiko ist aber gross, eine reine Veräppelung serviert zu bekommen. Vielen eigentlich aufgeschlossenen und neugierigen Besuchern ergeht es wie dem Autor Charles Lewinsky, der in einem Interview mit der *Weltwoche* einmal erzählte, er wage sich kaum mehr ins Theater: «Ich habe mittlerweile richtiggehend Angst, hinzugehen und wieder in so eine völlig verkopfte, unverständliche Inszenierung zu gelangen.»

Was heisst das nun für das Theater Neumarkt? Die einzige Legitimation, das Theater weiterzuführen, wäre: wieder einzigartig zu werden. Wenn heute alle subventionierten Bühnen Stücke zeigen, bei denen die Selbstentfaltung des Regisseurs wichtiger ist als der Text, so kann das für das Neumarkt nur heissen, Gegensteuer zu geben und sich auf das zu konzentrieren, was Theater seit der Antike ausmacht, nämlich auf den Stoff, auf den Text und auf die Schauspieler. Dann könnte es vielleicht auch gelingen, die guten Autoren, die heute alle lieber an Fernsehserien schreiben, wieder fürs Theater zu gewinnen.

Das kleine Theater Neumarkt verfügt über beste Voraussetzungen, zu einem Leuchtturm zu werden: Es ist grosszügig mit Subventionen alimentiert (jeder Eintritt wird mit rund 280 Franken an Steuergeldern bezuschusst), und der kleine Saal ermöglicht jenes intime Live-Erlebnis, nach dem viele Leute in unserer virtuellen sozialen Welt dürsten. Es müsste diese Chance nur nutzen. ○

## Provokation

# Pöblers Selbstverwirklichung

Wenn in der Schweiz ein Tötungsaufruf gegen einen missliebigen Politiker erschallt, ist dies nichts Neues. Neu ist nur, dass dies ein künstlerischer Akt sein soll. *Von Christian Huber*

Der Zusammenbruch des deutschen Kaiserreichs im Jahre 1918 wurde von bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen zwischen Arbeiter- und Soldatenräten auf der einen Seite und rechtsextremen Freikorps auf der anderen Seite begleitet. Aus diesen Wirren ging die Weimarer Republik hervor, die von Anfang an von der extremen Linken und der extremen Rechten bekämpft wurde. Als Folge der rechtsextremen Hetze fiel unter anderen Aussenminister Walther Rathenau im Juni 1922 Meuchelmördern zum Opfer. Gegen ihn war auf eine besonders widerliche Weise gehetzt worden. «Schlagt tot den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau», so hatten die Anhänger der rechtsextremen Kampfbünde gegrölt.

Wenn in der Schweiz ein Tötungsaufruf gegen einen missliebigen Politiker erschallt, ist dies also nichts Neues. Neu ist nur, dass dies ein künstlerischer Akt sein soll, wie das dessen Urheber für sich reklamiert. Theater und Satire dürfen und müssen politische Themen aufgreifen. Aber sie dürfen die rote Linie nicht überschreiten, jenseits welcher Hass und Gewalt gesät werden.

### Den «Zombies» ins Gehirn schiessen

Vorgeführt hat dies die ohne Subventionen nicht überlebensfähige Berliner Schaubühne im Oktober 2015 mit «Fear» des Kunstschaffenden Falk Richter. In diesem Stück werden Porträts der AfD-Politikerin und -Abgeordneten im Europäischen Parlament Beatrix von Storch sowie der Koordinatorin einer familienpolitisch konservativen Organisation, Hedwig Freifrau von Beverfoerde gezeigt, mit Wohnadresse sowie der Aufforderung, den «Zombies» ins Gehirn zu schiessen. Die AfD-Vorsitzende Frauke Petry wird in einem Atemzug mit dem norwegischen Massenmörder Anders Breivik und der Extremistin Beate Zschäpe vom Nationalsozialistischen Untergrund (NSU) genannt.

Das Stück war insofern erfolgreich, als am Tag nach der Uraufführung ein Brandanschlag auf von Storchs Auto verübt wurde, zwei Wochen später die Scheiben ihres Büros zertrümmert wurden und die Fassade mit nicht entfernbare Teerfarbe schwer beschädigt wurde. Nicht viel besser erging es von Beverfoerde, deren Fahrzeug ebenfalls in Flammen aufging.

Dafür, dass die im erwähnten Theaterstück als «geistige Brandstifter» bezeichneten Politikerinnen zu Opfern realer Brandstifter geworden waren, mochten sich die Theaterleute nicht verantwortlich fühlen. Man kann es als schein-

heilig empfinden, dass sich die Berliner Schaubühne gegen einen Zusammenhang zwischen dem Bühnenstück und den Anschlägen verwahrte. Ein solcher werde bewusst konstruiert, «um die Schaubühne als Theater und Falk Richter als Autor zu verleumden». Die Inszenierung stelle sich der «Wiederkehr des rechten Gedankenguts allein mit Mitteln der Kunst entgegen». Es gehe gegen «rechtsnationale und religiös-fundamentalistische Strömungen».

Die Angegriffenen riefen das Berliner Landgericht an. Dieses bewertete die Kunstfreiheit höher als die Persönlichkeitsrechte der zu Zielscheiben gemachten Frauen. Jeder Besucher könne erkennen, dass es sich nur um ein Theaterstück handle. Ob ein Zusammenhang zwischen den Anschlägen und dem Theaterstück bestand, konnte das Landgericht schon deshalb nicht beurteilen, weil die Täter und damit die Ursachen ihres Handelns unbekannt blieben.

Was alles vom Grundrecht der Meinungsäusserungsfreiheit gedeckt ist, was künstlerische Darstellung und was Anstiftung zu Straftaten unter dem Deckmantel der Kunst ist, muss im Einzelfall der Richter entscheiden. Andreas Kley, Inhaber des Lehrstuhls für öffentliches Recht, Verfassungsgeschichte sowie Staats- und Rechtsphilosophie an der Universität Zürich, hat in der neusten Ausgabe des *Schweizer Monats* zu Recht gefordert, es müsse in der Demokratie zulässig sein, irrige, dumme, einfältige, verletzende und auch wissenschaftlich nicht anerkannte Auffassungen zu verbreiten. (Die Frage strafbarer Äusserungen bleibt hier ausgeklammert.) Das Schweizerische Bundesgericht hält fest, die schweizerische Demokratie traue dem Bürger zu, «zwischen den verschiedenen gegensätzlichen Auffassungen zu unterscheiden, unter den Meinungen auszuwählen, Übertreibungen als solche zu erkennen und vernunftgemäss zu entscheiden» (BGE 98 Ia 80).

Nachdenklich stimmt allerdings, um in Zürich zu bleiben, dass ein Theater noch so niveaulos sein kann, wenn es nur üppig genug subventioniert (und von einer unbekümmerten Kantonalbank gesponsert) wird, dass selbst ein galoppierender Zuschauerschwund es nicht anfight. Dank dieser komfortablen Stallfütterung – um Wilhelm Röpke zu paraphrasieren – kann es nicht nur kulturfrei, sondern auch zuschauerfrei agieren. Hauptsache, die Voodoo-Pöbler können sich selbst verwirklichen.

Christian Huber war Finanzdirektor des Kantons Zürich. Er lebte 2014 und 2015 mehrere Monate in Berlin.

## «Dreidimensionales Schachspiel»

Kürzlich haben wir hier die neue Henry-Kissinger-Biografie von Niall Ferguson gelobt. Im Interview erklärt der Harvard-Historiker, was die Genialität dieses US-Politikers ausmacht. *Von Roger Köppel*

**Professor Ferguson, Sie bezeichnen Henry Kissinger als den überragenden Intellektuellen des Kalten Kriegs. In wenigen Worten: Was machte Kissinger zum Schlüsseldiplomaten während dieser heiklen Phase der Weltgeschichte?**

Die Antwort, die ich in meinem Buch darlege, lautet: Kissinger kombinierte philosophische Erkenntnis mit historischem Wissen. Dies verschaffte ihm einen Vorteil gegenüber anderen amerikanischen Strategen, welche entweder Juristen oder Ökonomen waren. Kissinger ging gegenwärtige Probleme mit einer Reihe von Prämissen an, die ziemlich einzigartig waren: mit der Idee zum Beispiel, dass Geschichte für Nationen das ist, was der Charakter für einzelne Menschen bedeutet.

**Als nationaler Sicherheitsberater und Aussenminister der Präsidenten Nixon und Ford war Kissinger nicht nur das Mastermind der nuklearen Entspannungspolitik, er knüpfte auch Handelsbeziehungen mit Maos China. Was war der Schlüssel für den Durchbruch mit dem kommunistischen China?**

Die «Öffnung gegenüber China» wird üblicherweise als grosse amerikanische Initiative dargestellt. In Wirklichkeit brauchten die USA ziemlich lange, bis sie die Möglichkeiten nutzten, welche sich durch die sino-sowjetische Spaltung ergaben. Ein tschechischer Intellektueller hatte Kissinger die neue Situation in den späten sechziger Jahren erklärt, aber weder Kissinger noch Nixon haben sie sofort begriffen. Die Franzosen sahen das Potenzial lange vor den Amerikanern. Ebenso die Chinesen. Die Öffnung gegenüber China war im gleichen Masse ihre Initiative wie die von Nixon und Kissinger.

**Kissinger wird meist als ziemlich kalter, ethisch nicht über alle Zweifel erhabener Diplomat dargestellt. Sie beleuchten andere Seiten seines Charakters. Er habe bisweilen durch geistreichen Witz, wie Groucho Marx, überrascht. Können Sie ein paar Farbtupfer seines Charakters schildern?**

«Macht ist das ultimative Aphrodisiakum» ist ein Kissinger-Spruch, der oft aus dem Zusammenhang gerissen wird. In Wirklichkeit war er selbstironisch gemeint, indem er sich über seine bekannte Anziehungskraft auf Hollywood-Starlets lustig machte. Dasselbe gilt für seinen



«Alle wichtigen Themen gleichzeitig»: Kissinger.

Spruch: «Das Illegale machen wir ohne Verzug; das Verfassungswidrige dauert länger.» Das ist die Art Humor, mit welchem Kissinger als Immigrant in New York ab 1938 und später als GI in der US-Army aufgewachsen war.

**Viele Kritiker werfen Kissinger vor, er habe Kriegsverbrechen begangen. Zum Beispiel, als er als Sicherheitsberater von Nixon die Bombardierung des neutralen Kambodschas empfahl, wo zwischen 1969 und 1973 Hunderttausende Menschen umkamen, was den Boden für das politische Elend und Chaos unter Pol Pot bereitete. Wie beurteilen Sie Kissingers Rolle in diesen Massentötungen?**

Ich werde mich im zweiten Band darüber äussern. An dieser Stelle genügt es zu sagen, dass selbst William Shawcross, Autor des vernichtendsten Buches über die US-Intervention in Kambodscha («Sideshow: Kissinger, Nixon and the Destruction of Cambodia»), sich heute viel weniger kritisch äussert.

**Sie haben zehn Jahre an der Biografie gearbeitet, und dies mit Kissingers Einwilligung. Wie eng war Ihre Kooperation? Wie stark hat sich Kissinger selbst an Ihrem Buch beteiligt?**

Die Idee einer seriösen, wissenschaftlichen Biografie geht auf Kissinger selbst zurück.

Er schlug mich als Autor vor. Er gab mir Zugang zu seinen privaten Akten und stellte sich tagelang für Interviews zur Verfügung. Doch ich machte von Anfang an klar, dass ich totale wissenschaftliche Unabhängigkeit wahren werde. Und das habe ich getan.

**Welches ist Ihrer Meinung nach der faszinierendste Charakterzug Kissingers?**

Dass er in der Lage ist, das internationale System als ausgedehntes dreidimensionales Schachspiel zu verstehen. Anders als praktisch jeder andere, dem ich begegnet bin, kann er alle wichtigen Themen gleichzeitig denken und verstehen, wie sie miteinander verbunden sind.

**Was hat Sie am meisten überrascht während Ihrer Forschung zu Kissinger? Gibt es etwas fundamental Neues, bisher Unbekanntes, das Sie entdeckt haben?**

Ich war überrascht darüber, wie früh er realisiert hat, dass der Vietnamkrieg nicht gewonnen werden kann: 1965. Das Tage-

«Das ist die Art Humor, mit der Kissinger als Immigrant in der US-Army aufgewachsen ist.»

buch über seinen ersten Besuch in Vietnam im genannten Jahr war eines der bemerkenswertesten Dokumente, das ich in seinem privaten Archiv gefunden habe.

**Welches war Kissingers grösster Irrtum?**

Es ist ein bisschen früh, um diese Frage zu beantworten, da ich Band zwei noch nicht geschrieben habe. Ich vermute, sein grösster Irrtum war, dass er sowohl Reagan als auch Gorbatschow unterschätzte und deren Fähigkeit, den Kalten Krieg zu beenden, verkannte.

**Was ist Kissingers Vermächtnis?**

Die Tatsache, dass Menschen wie ich über «Chimerica»\* als wichtigste Beziehung in der Welt sprechen können.

**Was ist das Bleibende, das wir von der Figur Kissinger lernen können?**

Dass beinahe alle Entscheide in der Aussenpolitik eine Wahl zwischen Übeln sind.



Niall Ferguson ist Geschichtspräsident in Harvard. Das neueste Buch des Briten, «Kissinger: 1923–1968: Der Idealist. Band 1», kommt am 15. April in deutscher Übersetzung auf den Buchmarkt.

\* Die Bezeichnung «Chimerica» ist eine Wortbildung, die auf Niall Ferguson selbst zurückgeht. Prominent diskutiert wird der Begriff in seinem Buch «The Ascent of Money» (2012). Gemeint sind die sehr engen, zugleich aber merkwürdig schrägen ökonomischen Beziehungen zwischen den USA und China.

Aus dem Englischen von Urs Gehrig

## Vergessene Klugheit

Im Finanzwesen, in der Medizin und an Schulen werden immer mehr Standards eingeführt. Doch der Mensch ist ein anarchisches Wesen. Wer als Lehrperson, Arzt oder Pfleger erfolgreich sein will, muss kreativ sein. Selbstständiges Denken führt zu besseren Lösungen. *Von Allan Guggenbühl*



**E**in Schulhaus im Zürcher Oberland. Die Lehrerschaft versteht sich blendend untereinander und ist geübt, schwierige Situationen zu bewältigen. Man diskutiert, wie man bei frechen Schülern vorgehen soll, Meinungsverschiedenheiten mit Eltern löst, bei Absenzen von Kollegen reagiert. Als eine Kindergärtnerin wegen eines Unfalls ausfiel, verteilte man die Kleinen auf diverse Primarschulklassen. Die Kindergärtner waren stolz, dass sie den Tag mit «Alten» verbringen durften. Vorfälle mit Kindern wurden individuell, gemäss Temperament des Lehrers und der jeweiligen Situation angepasst geregelt. Fast alles wurde durch kurze Gespräche während der Pausen bereinigt, bis das Team mit den Resultaten einer externen Qualitäts-evaluation konfrontiert wurde.

Diverse Schwachpunkte wurden identifiziert: fehlende Einheitlichkeit bei Interventionen auf dem Pausenplatz, kein Standardvorgehen bei Elterngesprächen, zögerliche Umsetzung kooperativer Lernmethoden, fehlendes Spielmaterial für Kindergärtner in Schulzimmern, keine einheitlichen Prüfungen. Das Team wurde aufgefordert, die Best Practice des Unterrichts zu studieren und sich nach den evidenzbasierten Erkenntnissen der Erziehungswissenschaft zu richten. Weiterbildungen wurden verordnet. Es galt, die Abläufe zu definieren, die bei Vorfällen gültig sind, sich auf ein einheitliches Vorgehen bei Krankheitsausfällen zu einigen, Interventionen auf dem Pausenplatz zu verschriftlichen, klassenübergreifende Prüfungen einzuführen. Die Folge: Weiterbildungen, die unwillig absolviert wurden, stundenlange Sitzungen, Diskussionen über Details des Unterrichts und unwahrscheinliche Ereignisse und natürlich Formulare, die fortan ausgefüllt werden mussten. Verbessert sich dadurch die Qualität des Unterrichts?

### Versteckte Ideologien

Nicht nur Schulen werden von einer Normierungswelle erfasst. Im Namen der Qualitätssicherung, der Gesundheit, der Sicherheit oder der Verhinderung von Missbräuchen werden im Gesundheitssektor, in der Finanzwelt, der Medizin und anderen Tätigkeitsfeldern Standards eingeführt. Diese sollen professionelle Arbeit gewährleisten. Oft sind detaillierte Vorschriften die Folge, wie man die Arbeit zu erledigen hat. Bankangestellte müssen sich durch

Formulare absichern, dass sie nicht mit unverteuerten Geldern handeln, dass Sicherheiten vorhanden sind und alle internen Compliance-Regeln beachtet werden. In Spitälern muss jede zweite medizinische Handlung oder Pflegeleistung dokumentiert werden. Pfleger und Ärzte verbringen einen Grossteil ihrer Arbeitszeit mit dem Ausfüllen von Formularen. Die Standardisierungswelle ergreift auch den Privatbereich: Wer einen Hund hat, muss einen Hundekurs belegen, selbst Tagesmütter müssen einen Kurs besuchen. Normen geben vor,



*Das Problem wird zum Politikum: Hundekurs.*

wie man bei einem Problem vorgeht. Durch Standards werden relevantes Wissen und Erkenntnisse in die Praxis umgesetzt. Dass Stecker, Esswaren oder der Verkehr sich nach Standards richten sollen, leuchtet ein. Doch muss sich das Gespräch eines Lehrers mit den Eltern, die Arbeit eines Psychotherapeuten oder eine Pflegehandlung auch nach definitiven Normen richten?

Neue Standards werden eingeführt, wenn sich in einer Arbeitsleistung eine Schwachstelle offenbart. Das Problem wird zum Politikum. Massnahmen werden gefordert. Es folgen Diskussionen innerhalb der Standesorganisatio-

nen, und Kommissionen werden gebildet. Interkantonale Konferenzen nehmen sich der Sache an. Man ist sich einig: Gewalt auf dem Pausenplatz muss aufhören, Steuerhinterziehung gestoppt werden, Angriffe von Hunden müssen verhindert und Schulleistungen verbessert werden. Man debattiert im eigenen Zirkel und hält Ausschau nach Vorgaben. Je globaler, desto besser. Was internationale Experten sagen, die Wissenschaft feststellt oder der öffentliche Diskurs fordert, wird zur Richtschnur. Schulen sollen sich nach Kompetenzen ausrichten, Fallpauschalen oder ein modulares Bildungssystem müssen eingeführt werden.

Das Problem: Die Schlussfolgerungen erfolgen aufgrund der Dynamik der internen Debatten. Vergessen wird, dass diese auch durch Standesinteressen oder versteckte Ideologien beeinflusst sind. Fachpersonen lassen sich vom Mainstream und von eigenen Karriere-Interessen beeinflussen. Vor allem in den Sozialwissenschaften kann man sich nur über progressive Thesen profilieren und im eigenen Stand legitimieren. Es droht die Gefahr, dass man dem Leitkanon der eigenen wissenschaftlichen Disziplinen folgt und die Praxis vergisst. Wer als fortschrittlicher Pädagoge gelten will, plädiert für den «selbsttätigen Unterricht» oder «Kompetenzen», wer sich auf Pestalozzi beruft, gilt als Hinterwäldler. Dieser Mechanismus hat zur Folge, dass Standards formuliert werden, die wenig mit der Praxis zu tun haben.

Sobald man es direkt mit Menschen zu tun hat, sind zu detaillierte Standards problematisch. Die Arbeit von Menschen mit Menschen kann sich nicht nach fixen Normen richten. Menschen sind anarchische Wesen, tricksen Regeln aus, gehen immer wieder neue Wege. Es gibt immer wieder Faktoren, die man vorher nicht erkannt hat. Will man darum als Lehrperson, Arzt, Pfleger oder auch Dozent erfolgreich sein, dann sind Kreativität, psychologisches Geschick und originäres Denken gefordert. Arbeit mit Menschen braucht darum den Freiraum für eigene Überlegungen, Klugheit ist gefordert.

Allan Guggenbühl ist Psychologin, Psychotherapeutin und Experte für Jugendgewalt. Demnächst erscheint sein neuestes Buch «Die vergessene Klugheit. Wenn Normen uns am Denken hindern». Die Buchvernissage findet am 12. April im Buchparadies Seefeld in Zürich statt.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>The Room</b>	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
2	<b>The Revenant</b>	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
3	<b>Zoomania (3-D)</b>	★★★★☆
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
4	<b>Our Little Sister</b>	★★★★☆
	Regie: Hirokazu Koreeda	
5	<b>Spotlight</b>	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
6	<b>Chocolat</b>	★★★★☆
	Regie: Roschdy Zem	
7	<b>Hail, Caesar!</b>	★★★★☆
	Regie: Joel & Ethan Coen	
8	<b>Son of Saul</b>	★★★☆☆
	Regie: László Nemes	
9	<b>Trumbo</b>	★★★☆☆
	Regie: Jay Roach	
10	<b>Deadpool</b>	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Kung Fu Panda 3 (3-D)</b>	17 112
	Regie: J. Y. Nelson, A. Carloni	
2 (-)	<b>The Divergent Series: Allegiant</b>	12 281
	Regie: Robert Schwentke	
3 (1)	<b>Zoomania (3-D)</b>	11 830
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
4 (2)	<b>London Has Fallen</b>	6136
	Regie: Babak Najafi	
5 (3)	<b>Der geilste Tag</b>	5320
	Regie: Florian David Fitz	
6 (-)	<b>The Room</b>	4989
	Regie: Lenny Abrahamson	
7 (4)	<b>Deadpool</b>	4412
	Regie: Tim Miller	
8 (5)	<b>Grimsby</b>	3775
	Regie: Louis Leterrier	
9 (7)	<b>The Choice</b>	3319
	Regie: Ross Katz	
10 (8)	<b>Dirty Grandpa</b>	2963
	Regie: Dan Mazer	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>007 Spectre (Fox)</b>
2 (2)	<b>Schellen-Ursli (Frenetic)</b>
3 (3)	<b>The Last Witch Hunter (Ascot)</b>
4 (4)	<b>Fack Ju Göthe 2 (Rainbow)</b>
5 (7)	<b>Alles steht kopf (Disney)</b>
6 (6)	<b>Der Marsianer – Rettet Mark Watney (Fox)</b>
7 (5)	<b>Hotel Transsilvanien 2 (Sony)</b>
8 (-)	<b>Die Brücke – Transit ... (TBA)</b>
9 (-)	<b>Grey's Anatomy – Staffel 11 (Disney)</b>
10 (-)	<b>Honig im Kopf (Warner)</b>

Quelle: Media Control



Gewaltige Rammböcke: Batman (l.), Superman.

### Kino

## Super-Dada oder supergaga?

Das Hollywood-Superhelden-Spektakel «Batman v Superman: Dawn of Justice» läutet mit Getöse eine neue Ära ein: Noch monumentaler, noch kolossaler. *Von Wolfram Knorr*

Immer grösser, immer gewaltiger, immer heroischer und zugleich auch urgross zerquälter gipfeln sich die überzeitlichen Superhelden auf. Drollig war es noch, als Ende der 1970er Jahre Superman mit flach gestrecktem Körper und gerecktem Arm so tat, als würde er als stählerner Erzengel über die gebeutelten Bürger von Metropolis fliegen, um Böses von ihnen abzuwenden.

«Superman» galt als Mammutprojekt und verschlang sage und schreibe 35 Millionen Dollar; und es spielte mit, was Rang und Namen hatte: Christopher Reeve, Marlon Brando, Maria Schell, Gene Hackman, Glenn Ford, Larry Hagman.

Bei «Batman», dem «Caped Crusader», zehn Jahre später nicht anders – das Budget, etwas gewachsen auf 40 Millionen Dollar, die Besetzung wieder erste Sahne: Michael Keaton, Jack Nicholson, Kim Basinger, Jerry Hall. Der Rest: putzig.

Mit dem Start neuer Superhelden-Prototypen entspricht auch das Budget dem neuen, tricktechnisch viel, viel monumentaleren Ausdrucksverlangen. Von dreistelligen Millionenhöhen ist bei dem Opus die Rede, das mit Pauken und Trompeten die neuen Turbo-Helden-Träume einläutet: «Batman v Superman: Dawn of Justice». Die Heroen, die bislang getrennt marschierten, treten nun gemeinsam in die Kampfarena. Das alleine gibt der Grösse noch

mehr Wumm und potenziert das Monumentale noch mal kolossal-megamässig, auf dass dem Zuschauer die Augen aus dem Gesicht popcornen.

### Irres Beziehungsgeflecht

Wie in der Quantenphysik, in der sich ein Objekt an mehreren Stellen zugleich befinden kann, geht es auch in der Entertainment-Spektakelerei immer häufiger um «Quantenreiche», um Figuren, die zugleich in anderen, verwandten Abenteuern auftauchen und damit komplexe Universen schaffen (wie «Star Wars» oder «The Lord of the Rings»). Auch Superman und Batman gehören zu den Geschöpfen, die jederzeit auch in anderen Konstellationen präsent sind. Das Quantenprinzip ist alt und stammt aus den Comic-Heften. So tritt in «Batman v Superman» Wonder Woman auf, die demnächst ihre eigene Show bekommt und auch in «Justice League» zu sehen sein wird. Die Autoren müssen ähnlich stricken wie bei TV-Serien, und die Hardcore-Fans können sich wie die Maulwürfe ins irre Beziehungsgeflecht stürzen, um es bis in die kleinsten Verästelungen aufzudröseln, wie die «Star Wars»- und Tolkien-Nerds.

Und so entstehen die bizarrsten Kreationen wie «Ant-Man», «Deadpool», «Doctor Strange», «Black Panther», «Inhumans», «Aquaman», «The New Mutants», «Sinister Six» und so weiter und so weiter, bis die Zerstreu-

ungsmonokultur an sich selbst erstickt, denn es wird, bei allem optischen Raffinement, auch in «Batman v Superman», halt eben immer wieder durch die Gegend gedüst, Feuersäulen fauchen, Blitze machen «britzel, britzel», magische neonfarbene Kräfte knistern zischend hin und her, Häuser werden zertrümmert, und die Giganten prallen, zwar seelisch tiefgequält, wie gewaltige Rammböcke aufeinander.

Ob dieser Super-Spuk eine kühne Version von Super-Dada ist oder nur supergaga, muss der Zuschauer mit sich selbst ausmachen. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Grüsse aus Fukushima** — Fünf Jahre nach Fukushima startet zur rechten Zeit der neue Film von Doris Dörrie («Glück»). Er erzählt von einer unglücklichen Deutschen (Rosale Thomas), die ausgerechnet in Fukushimas Katastrophengebiet ihr Gleichgewicht und Heil wiederfinden will. Weil ihre Hochzeit in *old Germany* geplatzt ist, meldet sie sich als Clown, um vor den Überlebenden der Atomkatastrophe aufzutreten. Sie ist der irren (und arroganten) Ansicht, dass es ihr bessergehen wird, wenn sie vor Menschen auftritt, die wirklich alles verloren haben. Rasch merkt sie, welcher Überheblichkeit sie aufgefressen ist, und beschliesst, einer alten Dame zu helfen, die partout ihr Haus in der Sperr-



Berührend: «Grüsse aus Fukushima».

zone wiederaufbauen will. Daraufhin bemüht sie sich eifrig, die japanische Kultur am Beispiel der Teerituale in sich aufzunehmen. Das wirkt dann doch zu beflissen. In Schwarzweiss und an authentischen Orten gedreht, ist der Film von einer sympathischen emotionalen Direktheit, die über weite Strecken berührend ist. Leider aber wirkt die Story konstruiert und nicht so recht glaubwürdig. ★★★☆☆



Kraftvoll: «As I Open My Eyes».

**As I Open My Eyes** — Farah, eine 18-jährige Abiturientin und Stolz der Mama, soll Medizin studieren, will aber nur singen. Mit einer Rockband tritt sie auf, verliebt sich in Borhène, einen Musiker der Truppe, und schreibt kritische Texte dazu. Der Mutter passt das ganze Milieu nicht, der Vater wurde als «Unangepasster» in die Provinz verdonnert und die Geheimpolizei schnüffelt hinter der Band und Farah her, die sich zu viele Freiheiten herausnehmen.

Leyla Bouzids erstaunlicher Spielfilm-Erstling ist zeitlich kurz vor dem Arabischen Frühling in Tunis angesiedelt und beschreibt anschaulich am Beispiel eines Familienkonflikts die Nervosität und Ruhelosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft – die nicht mehr weiss, wie sie die Jugend disziplinieren kann – und der Jugend, die aus den Zwängen und Vorschriften ausbrechen will. Spannend, kraftvoll, sinnlich. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

Im Kino läuft der wunderbare Disney-Trickfilm «Zoomania». Keiner hat Tierfabeln so dauerhaft und perfekt umgesetzt wie Disney. Wer hat eigentlich die erste Trick-Tierfigur erfunden? H. D., Bern

Die erste Tierfigur war Old Doc Yak, ein Ziegenbock in Frack und gestreiften Hosen, der vom *Chicago Tribune*-Karikaturisten

Sidney Smith 1913 in einer Selig-Polyscope-Serie auf die Leinwand gebracht wurde. 1916 folgte Leon Searls Crazy Kat (mit Ignatz Mouse, lange vor Disney!). Aber erst mit Pat



Sullivans Felix the Cat (ab 1919) entstand die erste dauerhafte Serie, die von Margret Winkler ab 1922 vermarktet wurde. Winkler, gerade mal 25 Jahre jung, war übrigens die erste Frau in dem Geschäft, die sehr erfolgreich die Felix-Lizenzen in die halbe Welt verkaufte und vor allem in Japan mit Felix (auch als Kuschtier) enorme Erfolge feierte.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernsehkritik

# Luftschuttkeller und Edelrestaurant

Von Rico Bandle

Bereits im achten Jahr besucht Spitzenkoch Daniel Bumann für den Privatsender 3+ landauf, landab Restaurants in Schwierigkeiten – und noch immer hat die Sendung keinerlei Staub angesetzt. «Bumann, der Restauranttester» bietet nicht nur Einblick hinter die Kullissen von Gastrobetrieben, sondern auch ein Panoptikum der Schweiz und ihrer Bewohner: Die Beiz ist der Mikrokosmos, wo sich Familiendramen abspielen, wo Leute aus allen möglichen Ländern zusammenarbeiten, wo Leidenschaft und Existenzangst oft Hand in Hand gehen.

Allein die letzten zwei Sendungen deckten fast die ganze Bandbreite an Milieus ab, die das Land zu bieten hat. Erst ging es um



Panoptikum der Schweiz: Daniel Bumann.

das Militärmuseum in Kriens, ein Privatmuseum in einem Luftschuttkeller mit angeschlossenem Restaurant. Ein jahrelang schwelender Familienkrach, Ärger mit der Gemeinde, die das Museum loshaben möchte, sowie mehrere zehntausend Franken Schulden haben den Betrieb in eine scheinbar ausweglose Situation gebracht. Eine Woche später stand ein Schickimicki-Restaurant im Zürcher Bankenviertel im Zentrum des Geschehens, das dringend einen Koch ersetzen musste.

Mittendrin steht immer Daniel Bumann, dieser Walliser aus dem Bündnerland, der unerschrocken jedes Problem anpackt, immer Klartext spricht – und die meisten Wirtsleute und deren Angestellte dann doch ins Herz schliesst. Vor allem führt er immer wieder vor Augen: Nichts macht glücklicher, als kräftig anzupacken und mit Freude und Leidenschaft seiner Arbeit nachzugehen.

**Bumann, der Restauranttester:** Montag, 20.15 Uhr, 3+.

# Familiäre Atmosphäre

Anything goes an der Benefiz-Gala von Viktor Giacobbos Casinotheater Winterthur. Von Hildegard Schwaninger



Höhepunkt des Showprogramms: Theater-Chef Giacobbo (l.) tanzt mit Musiker Fankhauser.

Polit-Stars im Parkett, kommende wie arrivierte Kabarett-Stars auf der Bühne – das war die Benefiz-Gala im Casinotheater Winterthur, die zum 15. Mal stattfand. Der Erlös von 50 000 Franken kommt der Nachwuchsförderung zugute. Es war ein Abend in familiärer Atmosphäre. *Tout* Winterthur hilft mit, um dieses Theater, das ohne staatliche Subventionen auskommt, zu unterstützen. 300 Gäste waren da: Förderer, Stammgäste, Sympathisanten. Das Ticket kostete 450 Franken. Geboten wurden viel Witz auf der Bühne und ein hervorragendes Buffet, gekocht und serviert von der sympathischen Crew des haus-eigenen Restaurants «Casinotheater». Es gab sogar Austern und köstliche Ente, knusprig gebraten auf asiatische Art. Die Kleiderordnung war anything goes. Man sah Smokings



Neue Ideen: Zirkus-Mann Muntwyler.

und lange Abendkleider. Nathalie Corti, die Frau von Bauunternehmer Philippe Corti (hat das Casinotheater umgebaut), in dramatischem Schwarz; Laurence Frey, die Frau von Mit-Gastgeber Patrick Frey, und die von Unternehmer Philippe Gaydoul begleitete Ex-*Sonntagsblick*-Chefin Christine Maier. Daneben kecke Minis: die hübsche deutsche Liedermacherin Christin Henkel.

Nationalrätin Jacqueline Badran trug schwarze Lederhosen und Kampfstiefel. Aus der Politzszenen sah man Christine Egerszegi, FDP-Präsident Philipp Müller, Ständerat Ruedi Noser, die Nationalräte Thomas Matter und Claudio Zanetti, den Winterthurer Ex-Stadtpräsidenten Ernst Wohlwend, Maja Wanner, die ehemalige Aargauer FDP-Grossrätin, mit ihrem Mann Peter Wanner, Verleger der AZ Medien, SVP-Kantonsrat Hans-Peter Amrein, der Fachkenntnis im gesellschaftlichen Leben bewies: «Die wichtigsten Society-Anlässe sind die Benefiz-Gala im Casinotheater Winterthur und das Zoofäscht in Zürich.» Das Zoofäscht findet übrigens in diesem Jahr wieder statt, Juwelier Bernhard Blum ist nach wie vor Präsident.

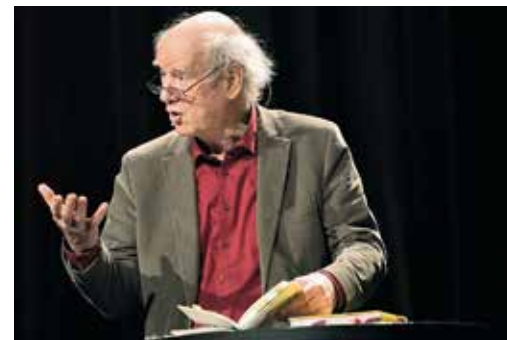
Stoff für die Kabarettbühne lieferte natürlich Bundesrat Johann Schneider-Ammann. Hausherr Viktor Giacobbo begrüßte die Gäste mit Trauermiene: «Rire est bon pour la santé.» Die Gäste bogen sich vor Lachen, und

damit war das Programm mit fulminantem Startschuss eröffnet. Wie Nik Hartmann den SRG-Obersten Roger de Weck nachmachte, war unüberbietbar. Helga Schneider als komische Alte: sehr lustig. Die Slam-Poeten Dominik Muheim und Sven Hirsbrunner, die als das «Helvetische Dreieck» dauernd Poetry-Slam-Wettbewerbe gewinnen: eine grosse Nachwuchshoffnung. Ihre Kollegin Lara Stoll, auch im Casinotheater Winterthur gross geworden, war mit DJ Röbi Koller nach Mitternacht für die Disco zuständig.

Wenn Patrick Frey die Bühne betritt und anfängt zu reden, ist das allein schon lustig. Und Kenner meinen, dass er je älter, desto lustiger wird. Der Autor und Kabarettist bestritt den zweiten Teil des Abends als Moderator.

Frey und Giacobbo sind auch Talentscouts: kreative und unkonventionelle – und offen für neue Ideen. So stand ein Kellner aus dem Kosovo, der die Gäste beim Abendessen bediente, auf der Bühne und zeigte, wie genial auch er (viele Schweizer Fussballer stammen aus dem Kosovo) den Ball manipulieren kann. Mario Muntwyler aus der Circus-Monti-Familie jonglierte; süß war Christin Henkel, die übers Erwachsenwerden junger Frauen sang (Fazit: Ingwertee statt Sauforgien).

Der Schweizer Bluesmusiker Philipp Fankhauser mit seiner Band war Höhepunkt des Showprogramms. Der charismatische Sänger/Gitarrist schaffte das Kunststück, dass die



Dada-Anlehnung: Kabarettist Hohler.

Gäste mitsangen. Franz Hohler, auch Stammkünstler im Winterthurer Kleintheater, amüsierte mit Texten, die sich an Dada anlehnten. Unter den Gästen auch Nadia Damaso, die junge Kochbuchautorin («Eat Better Not Less») aus Pontresina, die Schauspielerin werden will. Am Dessertbuffet schaufelte die gertenschlanke, sehr hübsche Blondine exotische Früchte auf ihren Teller. Schauspieler Mike Müller verteilte die Tombolapreise (Hauptgewinn: ein Collier aus Tahitiperlen).

Zum Abschied des harmonischen Abends wurde den Gästen ein Strauss Tulpen mit nach Hause gegeben. Auftakt zu einem sonnigen Frühlingsbeginn!

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Erneut glücklich

Das reformierte Pfarrerpaar Katharina Hoby, 54, und Andrea Marco Bianca, 55, erzählte im ersten Teil von seiner Liebe ohne Trauschein. Nun erklären sie, warum ein Scheidungsritual eine Aufwertung der Ehe sein kann. *Teil 2*



*Ritueller Dreischritt:* Liebespaar Bianca-Hoby.

**Katharina:** Die Frage, ob ich eine Scheidung als sündiges Verhalten sehe, benötigt zwei Antworten: Wenn ich sündig als «vom Weg oder vom Ziel abgekommen» verstehe, dann antworte ich mit Ja. Wenn der Begriff der Sünde als moralische Keule verwendet wird, dann wehre ich mich vehement dagegen.

**Andrea:** Unsere eigene Erfahrung ist auch diejenige von vielen anderen Menschen, die sich scheiden lassen. Wer mit einem neuen Partner wieder glücklich wird, braucht den Segen Gottes nicht weniger als bei der früheren Partnerschaft. Wieder Heiratenden den Segen zu verwehren, ist deshalb verfehlt. Auch diese Haltung verbindet Katharina und mich. Und noch mehr. Das Zusammensein mit ihr ist dank ihrer Unkompliziertheit in allen Bereichen, von alltäglichen Entscheiden über spontane Besuche bis zur Gestaltung von Ferien, ausgesprochen genussreich.

**Katharina:** Ich schätze an Andrea seine ausgeprägte Sorgfalt in Bezug auf alles, was er macht. Ob es sich um materielle Dinge handelt wie unsere Einrichtungsgegenstände und seine Oldtimer – oder ob es um kirchenpolitische Entscheide und zwischenmenschliche Beziehungen geht: Er trägt Sorge zu allem. Seine Art, mit Menschen umzugehen, ist geprägt von echtem

Interesse und differenziertem Nachfragen. Das Zweite ist sein nie erlahmender Wissensdurst, gepaart mit einer schnellen und umfassenden Auffassungsgabe. Er gibt nie auf.

**Andrea:** Beim Anliegen, dass auch sich scheiden lassende Paare den Segen Gottes brauchen, handelt es sich meiner Meinung nach um einen sinnvollen Tabubruch, denn sich würdevoll zu trennen, ist oft sehr schwierig. Wir finden es auch unredlich, wenn die reformierte Kirche Geschiedene traut, aber kein Ritual anbietet, das die zuvor geschlossene Ehe und das vorher gegebene Versprechen auflöst.

**Katharina:** In der Zwischenzeit hat Andrea seine Dissertation über Scheidungsrituale geschrieben, bei der ich ihn in der Schlussphase unterstützt habe. Menschen, die eine Scheidung erleben, sind oft emotional verunsichert und verletzt. Das Jawort, das man sich voller Hoffnung und mit viel Vertrauen gegeben hat, zerbricht. Alles, woran man geglaubt hat, gerät ins Wanken.

**Andrea:** Es kann heilsam sein, das Leben in einem rituellen Dreischritt vom zu betrauerten Abschied von der Ehe über die Umwandlung von Schuld und Wut mit verbundenem Dank in die Vergebung zu führen. So wird ein echter Neuanfang möglich.

**Katharina:** Viele gläubige Menschen finden, dass eine kirchlich geschlossene Ehe ewig halten muss. Die Realität sieht anders aus. Und so fühlen sich viele oft schuldig. Die einen können vielleicht mit diesem «Schuldgefühl» besser umgehen als andere. Wer aber ein dreiteiliges Scheidungsritual durchgeführt hat – alleine oder zu zweit, beides ist möglich und sinnvoll –, berichtet ausnahmslos von positiven Wirkungen, die befreiend, heilsam und erlösend waren.

**Andrea:** Für Eltern kann ein Ritual zum Beispiel so aussehen, dass sie ihr Eheversprechen auflösen und sich vor den Kindern ein neues Versprechen als Eltern geben. Darin bringen sie zum Ausdruck, dass die Kinder keine Schuld trifft an der Scheidung, dass diese weiterhin beide Elternteile gleich innig lieben dürfen und dass sich die Eltern für ihr Wohl einsetzen werden.

Andrea Marco Bianca: Scheidungsrituale. Theologischer Verlag Zürich, 2015. 960 S., Fr. 91.–  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Artige Kunst

Von Andreas Thiel — Vor dem Theater am Neumarkt.

**Passant:** Was ist denn da los im Theater heute?

**Zuschauer:** Irgend-eine Kunstaktion ist im Gange.

**Passant:** Aber wozu all diese Journalisten, Fotografen und Fernsehteams?

**Zuschauer:** Es wird halt gerade ein Theater gemacht.

**Passant:** Und worum geht es? Gibt es etwas zu feiern? Ein Jubiläum oder so?

**Zuschauer:** Nein, nein, es soll jemand öffentlich hingerichtet werden.

**Passant:** Eine Hinrichtung? Das ist ja furchtbar!

**Zuschauer:** Die vom Theater sagen, es sei ein Spass.

**Passant:** Seit wann ist ein Mord ein Spass?

**Zuschauer:** Ein Mordsspass halt. Es wird ja auch keine Person hingerichtet, sondern bloss deren Ruf gemordet.

**Passant:** So was nenne ich entartete Kunst.

**Zuschauer:** Ganz im Gegenteil. Es handelt sich sogar um sehr artige Kunst. Denn solche Kunstaktionen sind politisch korrekt.

**Passant:** Seit wann ist Rufmord politisch korrekt?

**Zuschauer:** Nur Rufmord an Personen, die nicht links sind, ist politisch korrekt. Rufmord an linken Exponenten wäre nicht politisch korrekt. So etwas Unartiges würde ein subventionierter Künstler nie wagen.

**Passant:** Das nennen Sie also artige Kunst? Dann wünsche ich mir etwas mehr unartige Kunst.

**Zuschauer:** Unartige Kunst würde entstehen, wenn die Kunst die geschützte Werkstatt des subventionierten Theaters verlassen und unabhängig werden würde. Erst dann könnte sie sich die Freiheit nehmen, unartig beziehungsweise nicht mehr politisch korrekt zu sein.

**Passant:** Eigentlich wünschte ich mir etwas mehr Anstand in der Kunst.

**Zuschauer:** Genau davon rede ich. Etwas mehr Anstand in der Kunst wäre wünschenswert. Aber in der staatlich subventionierten Kunstszene gilt es als unartig, anständig zu sein.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Tradition «with a kick»

Von Peter Ruedi



Weinbau ist eine lebendige Angelegenheit und Wein weniger eine Sache des Entweder-oder als eine des Sowohl-als-auch. Es gibt da viele Wahrheiten, und kaum eine schliesst die andere aus. Auf den Blickwinkel (oder den Trinkwinkel) kommt es an. Wie vieles hat auch die Tradition eines Betriebs zwei Seiten. Einerseits haben wir viele Quantensprünge Quereinsteigern zu verdanken, die mit unverstelltem Blick von aussen in eine Weinzone kommen und die Dinge anders anpacken als die in Familientraditionen verkrusteten Einheimischen. Oft erkennen sie auch die Geschichte eines Gebiets klarer als die, denen der *courant normal* im Lauf der Jahrzehnte zur unhinterfragten Selbstverständlichkeit geworden ist. Andererseits: Die Erfahrungen, die ein Weinbauer in seinem Leben machen kann, sind begrenzt wie dieses Leben selbst: fünfzig, sechzig Ernten, wenn ihm ein biblisches Alter beschert ist. So tendiert das Metier zur Bildung von Familientraditionen, generationenübergreifender Wissensvermittlung. Die 1885 gegründete Azienda Agricola Brezza, deren Keller im Zentrum des Städtchens Barolo liegt, ist so ein Fall. Als der heutige Patriarch Oreste 1932 geboren wurde, produzierte sie schon seit Jahrzehnten Flaschenweine. Heute leitet Orestes Sohn Enzo den 16-Hektar-Betrieb, der mit seinen Lagenweinen (Sarmassa, Castellero) ein nach wie vor zu entdeckendes Juwel unter den traditionell ausgerichteten piemontischen Betrieben ist; vollends mit diesem Barolo ohne Lagenbezeichnung, aber mit bestimmter Herkunft aus einem neben Sarmassa liegenden Rebborg von 2,5 Hektar. Er ist ein dichter, subtiler Wein nach alter Vätersitte, *but with a kick*: typische Nebbiolo-Eleganz (Himbeerfrucht, schöne Harmonie von Säure und Tanninen). Zwei Jahre in 3000-Liter-Fässern ausgebaut, lässt er einen nicht mit jedem Schluck auf Eiche beißen. Auf Haltbarkeit hin angelegt, ist er schon jetzt mit Vergnügen zu trinken. Vorausgesetzt, wir gönnen ihm ein Stündchen an der frischen Luft.

Azienda Agricola Brezza: Barolo 2011. 14,5%.  
Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 38.–.  
www.kueferweg.ch

## Saibling um 20.17 Uhr

Catering auf hohem Niveau ist eine Mischung aus Kochkunst und militärischem Drill. Ein Einsatz hinter den Kulissen. Von David Schnapp



«100 Gäste, 100 «Gault Millau»-Punkte»: Catering zur 100-Jahr-Feier von BMW in Dielsdorf.

Als geübter Esser suche ich hin und wieder den Realitäts-Check, einen Perspektivenwechsel. Man hat mehr vom Essen, wenn man versteht, wie es gemacht wird. Letzte Woche hatte ich die Gelegenheit, bei der Feier zur Eröffnung des neuen Brand Experience Center von BMW Schweiz in Dielsdorf Küchendienst zu tun. Der Abend hatte ein übersichtliches Motto: «100 Jahre BMW, 100 Gäste, 100 «Gault Millau»-Punkte».

Unter der Leitung von André Jaeger, dem ehemaligen Chef der «Fischerzunft» in Schaffhausen (19 Punkte) kochten Martin Dalsass («Talvo», Champfèr, 18 Punkte), Robert Speth («Chesery», Gstaad, 18 Punkte), Dario Ranza («Principe Leopoldo», Lugano, 17 Punkte), Franz Wiget («Adelboden», Steinen, 18 Punkte) und Heiko Nieder («The Restaurant», Zürich, 18 Punkte). Kopfrechner kommen auf 108 Punkte – aber lieber einige zu viel als zu wenig, so sah es aus.

Wenn Spitzenköche ihre Komfortzone verlassen – die heimische Küche also mit den eingespielten Abläufen –, geht es um eine ganz andere Disziplin des Kochens. Catering auf hohem Qualitätsniveau ist eine Mischung aus militärischer Organisation und Präzision sowie küchentechnischen Fertigkeiten und Teamwork. Der straffe Zeitplan sah vor, dass das Team Heiko Nieder, dem ich zugeteilt worden war, um exakt 20.17 Uhr seinen Saibling servier-

fertig haben sollte. Das Gericht bestand aus einem vorbereiteten Tatar des Fisches, das mit Radieschen, Gurken, Rettichwürfeln, Salicorn, Austernblättern und Fenchelgrün dekoriert werden sollte. Zuletzt wurde es mit Zitronen-Olivenöl mariniert. In der Mitte des Tellers lag ein Stück in Nussbutter konfierter Saibling, bedeckt mit Saiblingsrogen, etwas Limettenabrieb und umgeben von einem Sud aus Kamille und Rapsöl. Und da stand ich nun mit einer Pinzette, stellte Salicornstängel auf, applizierte Fenchelgrün (vier pro Tatar) und versuchte, Rückenschmerzen zu vermeiden.

### Anrichten am Fließband

Je rund 120-mal gab es am Ende: Tunfisch, Lachs, Avocado und Kressesauce (Robert Speth); Bärlauchgnocchi, Jakobsmuscheln und Tomatensauce (Dario Ranza); den Saibling von Heiko Nieder; Pyrenäen-Lamm mit Gemüse (Martin Dalsass); Blauschimmelkäse mit Honig im Kadaifi-Mantel auf Randen; sowie Schokoladen-Pavé mit Passionsfruchtsauce und -sorbet (Franz Wiget): Angerichtet wurde meist buchstäblich am Fließband, an dessen Ende ein straff organisiertes Serviceteam die Teller nach einer genauen Choreografie zu den Gästen trug. Am Ende gab es für die Küchenteams warmen Applaus und ein Glas kühlen Champagner, der vom Apéro übriggeblieben war (Laurent Perrier Grand Siècle).





Auto

## Das Herz schlägt vorn

Kaum ein Motor hat eine Marke so geprägt wie der Reihensechszylinder bei BMW. Von David Schnapp

In der Regel ist es so: Der Motor sitzt einfach vorne im Auto und arbeitet, als Fahrer geht man davon aus, dass er das zuverlässig tut. Was genau da vorne passiert, ist nicht von grosser Bedeutung. Klar, es gibt gewisse Prestigefragen, ein Motor mit zwölf Zylindern gilt als besonders luxuriös, ein Achtzylinder mit Turboaufladung als besonders dynamisch. Für den Alltag und für Mittelschichtsbudgets sind beide zu gross, zu teuer, zu durstig.

Kommt dazu, dass sich die Motorenwelt im Grossumbruch befindet. Weil man überzeugt ist, die Welt vor dem Klimaunglück bewahren zu können, indem man bei Autos die Grenzwerte für den Ausstoss von Kohlendioxid senkt, arbeiten die Hersteller intensiv an kleineren leistungsfähigeren Motoren. Turbolader oder zusätzliche Elektroantriebe sollen die Quadratur des Kreises ermöglichen und mehr PS bei weniger Verbrauch garantieren.

Damit kommen wir zu einem der faszinierendsten Aggregate der Automobilgeschichte, wenn es um besondere, aber sehr alltagstaugliche Motoren geht: dem Reihensechszylinder von BMW, der 1933 erstmals im BMW 303 eingebaut wurde und in der Folge die Wahrnehmung der Marke prägte, wie kaum ein anderer Motor eine andere Marke prägen konnte. Fachleute schwärmen von der Laufruhe, die moderne Sechszylinder einzigartig macht. Bei BMW finden sie in verschiedensten Fahrzeugen Platz, zum Beispiel im dreitürigen M135i, dem «ungekrönten König unter den Kompakten» (*Autobild*). Ein wendiges, schnelles Auto,

in dem man sich immer etwas fühlt wie ein Teenager mit Fahrerlaubnis.

### Stilvolles Einrichten

Wer seriöser, familientauglicher und mit einer gewissen Unauffälligkeit Reihensechser fahren will, kommt etwa auf den 340i. In dieser Limousine mit Allradantrieb und 326 PS röhrt der Motor fröhlich im «Sport»-Modus einher. Wechselt man auf «Eco Pro», kehrt sonor brummende Ruhe ein, schnell schaltet das Achtganggetriebe hoch, um Benzin zu sparen, entspannt rollt man durch die Stadt. Erstmals überhaupt kommt im 340i übrigens der neuentwickelte Sechszylinder mit Doppelturbo aus der Efficient-Dynamics-Familie zum Einsatz.

Wie üblich kann man sich seine 3er-Limousine gegen Aufpreis stilvoll einrichten lassen. Zum Beispiel mit Leder aus der Individualabteilung, dem Verschönerungsdepartement von BMW: Opalweiss und schwarz sind Sitze, Armaturenbrett und Türinnenseiten bezogen. Aussen glitzert geheimnisvoll der Lack in «Tansanitblau metallic». Die 3er-Reihe sei das «Herz der Marke», sagt BMW selbst. Hat man zusätzlich vorne im Auto auch noch einen Reihensechszylinder an der Arbeit, gibt es eine alltägliche Garantie für das Fahren mit Freude.

**BMW 340i xDrive Limousine**  
 Leistung: 326 PS/240 kW; Hubraum: 2998 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: ab Fr. 59 500.–  
 Testwagen: Fr. 97 290.–





«Ein wenig geblendet»: Fotokünstler Olaf, 56.

MvH trifft

## Erwin Olaf

Von Mark van Huisseling — Wie der für seine wilden Fotos bekannte Künstler, der an Atemnot leidet, zu milden Bildern fand.

**H**aben Sie etwas mit Champagner zu tun, Habgesehen davon, dass Sie ab und zu ein Glas trinken?» – «Nein, eigentlich nicht. Das heisst, es gibt dieses Bild, das ich 1985 gemacht habe und das eines meiner ersten erfolgreichen Fotos war [darauf ist ein nackter junger Mann zu sehen, der eine Flasche zwischen den Beinen hält, aus der Champagner spritzt] ...» – «Wollten die Verantwortlichen des Champagnerhauses Ruinart deshalb mit Ihnen zusammenarbeiten?» – «Ich weiss es nicht, aber es war auf jeden Fall das Bild, das mir internationale Beachtung verschafft hat. Weil daraus eine Postkarte gemacht wurde und Leute diese in die ganze Welt versandt haben.» – «Ein herausforderndes Bild, passend für die genussüchtigen 1980er Jahre, aber heute wird es anders wahrgenommen, nicht wahr?» – «Vielleicht, aber ich habe gar nicht viel geplant, ich wollte einfach ein lustiges, unbeschwertes Foto machen. Und das ist, glaube ich, auch so verstanden worden – die

Postkarte wurde ein paar hunderttausend Mal versandt, um Leuten zum Geburtstag oder zu bestandenen Prüfungen zu gratulieren.»

Erwin Olaf, 56, und eigentlich Erwin Olaf Springveld, ist ein niederländischer Fotograf. Eine Zeitlang fotografierte er Werbekampagnen, etwa für Levi's, Microsoft oder Nokia. Bekannter ist er für seine Kunstfotografie: «Viele Arbeiten sind provokativ», steht bei Wikipedia. In der *Libération* verglich ein Kritiker seine «bis in winzigste Einzelheiten inszenierten» Fotografien mit der Malerei von Edward Hopper oder Norman Rockwell. Er wird von Galerien in Berlin, New York, Madrid oder Paris vertreten respektive in Museen in Moskau, Hongkong, Antwerpen oder Den Haag ausgestellt. Bei seiner neusten Arbeit dagegen – Details, die er in Reims in den Kreidekellern von Ruinart, einer Champagnermarke, die zur Louis-Vuitton-Moët-Hennessy-LVMH-Gruppe gehört, aufnahm – handelt es sich fast um konkrete Foto-

grafie; die schwarzweissen Bilder wurden vorvergangene Woche in Paris erstmals gezeigt (ich war Gast von Ruinart). Olaf, 2011 mit dem Johannes-Vermeer-Preis ausgezeichnet, lebt in Amsterdam.

«Hatten Sie Vorgaben von Ruinart, oder haben Sie die Motive [Kellerwände, Flaschenhälse et cetera] selber ausgewählt?» – «Nein, keine Vorgaben, Ruinart arbeitet seit einiger Zeit mit Künstlern; dieses Jahr war Fotografie dran. Sie sagten bloss: «Wir möchten, dass du das Erbe des Hauses interpretierst.» Dann begann ich in meinem aufwendigen Stil zu arbeiten – ich brachte Set-Bauer, Models, Hairstylisten, Make-up-Artisten ... Wir waren zehn, zwölf Leute hinter der Kamera; je bekannter man ist, desto mehr Personal hat man. Ich war vielleicht ein wenig geblendet vom Glanz einer Champagnermarke. Doch es funktionierte nicht, war nur eine Repetition von dem, was ich schon gemacht hatte, und ich fühlte mich unehrlich. Ich spürte das Bedürfnis, was ganz anderes zu machen. Und als ich die Kellergänge, es gibt acht Kilometer Keller dort, genauer anschaute, fielen mir Bilder auf: Schimmelpilz an den Wänden, herabfallende Wassertropfen, jahrzehntealte Kritzeleien von Arbeitern ... Ich dachte: «Das ist das Erbe des Hauses.»»

«Sie reden offen darüber, dass Sie schwul sind, dass Sie für Minderheiten sind, gegen Rassismus und so – soll der Künstler eine Botschaft verbreiten oder seine Kunst?» – «Ich versuche, eine Botschaft mit meiner Arbeit zu verbreiten, aber das geht nicht immer, weil es passen muss. Im Moment bin ich besorgt über unsere Freiheit, die Meinungsfreiheit, die in Gefahr ist. Nach dem *Charlie Hebdo*-Massaker zum Beispiel habe ich zwei Selbstporträts – mit einem gag [Knebel] und gekleidet wie ein Islamist – gemacht, einmal wütend, einmal verängstigt ... Parallel dazu fotografiere ich Akte – weshalb sollte ein Körper verdeckt werden, wegen angeblich religiöser Gefühle, die verletzt werden? Um ehrlich zu sein: *F... off!* [Hau ab!] Der Körper ist etwas vom Schönsten, was es gibt – Reflektionen auf der Haut, Licht und Schatten ... *beautiful.*» – «Wie geht es Ihnen gesundheitlich?» – «Gut im Grunde, aber ich habe ein Lungenemphysem [Erkrankung, die zu zunehmender Atemnot führt; anfänglich bloss bei Anstrengung, später auch im Ruhezustand] seit zwanzig Jahren, und es ist zunehmend.» – «Wirkt sich das auf Ihre Arbeit aus?» – «Ja, zum Beispiel Modefotografie, die dynamisch ist, wo man sich ständig bewegt mit der Kamera, kann ich nicht mehr machen.» – «Wie geht ein Fotograf damit um, wenn er nicht mehr fotografieren kann, weil ihm die Luft ausgeht?» – «Nun, ich versuche, es zu ignorieren, jeder hat irgendetwas. Und das Gute: Ich habe gelernt, «Carpe diem» zu praktizieren.»

Sein liebstes Restaurant: «Die besten Krabben in Amsterdam»: «New King», Zeedijk 115–117, Amsterdam, Tel. +31 20 625 21 80

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14		15					16				
17										18				
19					20			21		22				
			23		24			25	26					
27		28				29		30			31		32	
33				34	35		36				37	38		
				39						40	41			
42	43		44		45			46		47				
48				49			50							
51										52				
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Da hat die Furcht ohne Segen das Sagen  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Der Johann Peter und seine Kalendergeschichten. 7 Feines, fadenähnliches Gewebe. 12 Aserbaidschanische Sprache. 15 Palme, die sticht, wissen Botaniker. 16 In Afrika heimisch gewordener europäischer Bauer. 17 In Sachen Tennis ist Belinda Bencic eine. 18 Film: ‚die Göttliche‘ mit bürgerlichem Vornamen. 19 Durcheinander, aber nicht wenn’s ums Essen geht. 20 Ist mit 25 waagrecht in den USA ausgeweglos. 22 Hochgezüchtet, mit weiss botanisch. 23 Gehen, wie man es gemeinhin in England tut. 25 Irgendwann erleben es auch Menschen in Irland. 27 Dort wird weiterhin viel auf Sand gebaut. 30 Wo Wolle ist, war mal solch ein Laut. 33 Ein Stück Natur, für Poeten Idylle pur. 34 Da fühlt man sich im Kreis der Familie. 37 Dieser Arbeitskreis ist aufs Minimum beschränkt. 39 Gebrüder Nikolai und Sergei: Militärs und Komponisten. 40 Grässlich, grauslich, teils wirklich zum Kotzen. 42 Gegründet in möglichst knapper Form. 45 Praktische kleine Dinge für viele Dinge. 47 Präfix für das Trillions-tel einer Einheit. 48 Ein Engel aus gnostischen Schriften. 50 In der Kunst Symbol für Mächtige, Erleuchtete. 51 Im Extremfall kommt sie einer Abfuhr gleich. 52 Mass, das in den USA z.B. Architekten verwenden. 53 Mannschaft, teils ganz schön abgehoben. 54 Mr Davison, längst als irischer Sänger de ... berühmt.

**Senkrecht** — 1 Für Kierkegaard war er die gescheiterte Liebe. 2 Stark – ein clever gedrehtes Ding. 3 Hotel, passt zu Paris. 4 Horror, wenn man sie bei Hitchcock sieht. 5 Eile ist verkehrt. 6 Auf ihr Richtung Nordpolarmeer. 8 Etwas dahin zu stellen kommt einem Abkommen gleich. 9 Richtungsbeschreibung, weist Richtung Wärme. 10 Das fehlende Zentrum verhindert, dass er erster ist. 11 Unter dem Aspekt der Kaufkraft. 13 Steht für antiken Staat der Krieger. 14 Der Schauspieler spielte als Präsident seine Paraderolle. 21 Getaufte Demetra schauspielert unter anderem Namen. 24 Nicht Murphys Gesetz sondern sein Vorname. 26 Mann ist einer, man denke z.B. an Thomas. 27 Entsprach in Japan in etwa einem europäischen Herzog. 28 Der Blick weist in die richtige Richtung. 29 Folgte auf die Shang-Dynastie. 31 Hinter Allüren kann man die eigentliche erspüren. 32 Daher ist auch darum, aber wir sagen hier so. 35 Er residierte zwischen Ost- und Weströmischem Reich an der Theiss. 36 Es ist nicht viel, und erst noch verkehrt. 38 Er ist, fand Kurt Tucholsky, das Echo der Kunst. 41 Wanderasket mit dem Ideal einer einigen Menschheit. 43 Was man mit Burdon verbindet, hat mit Animals zu tun. 44 Sie sei lebendig, wenn Zuhörer innerlich im Kino sitzen. 46 Es hat auch mit Vergesslichkeit zu tun. 49 Was der Leu in Rumänien, ist er in Bulgarien.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 459**

L	I	M	A	S	E	O	U	L	A	E			
A	M	R	N	Z	L	N	R	C	K	R	N		
A	B	A	R	T	B	A	S	T	E	L	N	Z	
R	E	G	I	E	R	E	N	I	D	E	E	L	L
G	L	E	N	N	T	L	E	S	E	E			
O	A	N	L	E	G	E	R	S	T	U	R		
L	S	E	I	N	F	M	D	E	A	N			
I	N	C	H	P	W	A	S	A	N	F	L		
S	A	H	A	R	A	I	N	T	E	R	N	A	
D	E	V	I	S	T	N	I	I	F	I	I		
B	J	R	E	M	E	D	P	J	E	R	R	E	
A	E	L	A	C	E	S	S	N	A	S			

**Waagrecht** — 1 LIMA 5 SEOUL 11 AMENZ (vorübergehende Verwirrtheit) 12 NECKEN 14 ABART 15 BASTELN 16 REGIEREN 17 IDEELL 18 GLENN 19 LESE 20 ANLEGER 23 STUR 27 EINEM (Miene) 28 DEAN 29 INCH 32 WASA 34 NFL (USA: National Football League) 35 SAHARA 37 INTERNA 39 DEVISEN (steht f. Slogan, Wahlspruch etc. wie auch Zahlungsmittel) 40 UNHEIL 42 BIREME 43 PIERRE 44 AELA 45 CESSNA (erwähnt zwei Modelle)

**Senkrecht** — 1 LABEL 2 IMAGE 3 MERINA 4 ANTENNE 6 ELAN 7 UNTIER 8 LEEDS 9 AKNE 10 ENZLER (Schweiz. Kabarettist u. Satiriker) 13 CLEESE 14 ARGOLIS 15 BETEN 19 LEMAN (war einst auch Kanton Léman) 21 LIPASE 22 GEWINDE 24 (Geschwister) TANNER (Roman von Walser) 25 UNFAIR 26 SCHERE 28 DAENIN 30 NADIA 31 HAVEL (war auch Initiator der Charta 77) 33 STUPS 36 RIMA (schweiz. Schauspieler und Kabarettist) 38 RHEA 41 LES (sel, franz. f. Salz)

**Lösungswort** — **SEELENHEIL**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL



**ROLEX**



**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*